



Stepniak.

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Januar.

No. 1

Redaktion: Berlin C., Niederwallstr. 13.

Egoismus und Sozialismus.

Von Dr. Conrad Schmidt in Berlin.

Das erste Oppositionsstadium gegenüber den sozialistischen Ideen ist die Entrüstung, aber sobald man dieselben nur ein wenig näher kennen gelernt hat, ist es auch für durch und durch bürgerlich gesinnte Leute kaum möglich, sich dauernd auf der Linie dieser moralischen Entrüstung zu halten. Die Einsicht, dass mit blosser Verdonnerung hier nicht auszukommen ist, drängt sich unabweisbar auf; ja noch mehr, das bürgerliche Bewusstsein, welches offiziell wenigstens noch immer eine gewisse vage Hochachtung vor Wörtern, wie Rechtsstaat, Gleichberechtigung, Freiheit, bewahrt hat, vermag bei einigermaassen näherer Bekanntschaft mit dem Sozialismus sich kaum dem Gedanken zu verschliessen, dass alle diese bürgerlich idealen Forderungen, wenn man ihren Sinn nicht willkürlich einschränkt, erst durch ein sozialistisch organisirtes Gemeinwesen verwirklicht werden könnten. Da nun alle diese Forderungen doch entschieden „moralisch“ sind, so erscheint moralische Entrüstung über den Sozialismus allerdings recht übel angebracht. Es muss eine gründliche Frontänderung vorgenommen werden.

Wenn der Sozialismus nicht unmoralisch ist, so vielleicht gerade umgekehrt übertrieben moralisch, und statt auch die Unmoralität des Sozialismus, liegt es näher, sich auf die Unmoralität der allgemeinen menschlichen Natur zu berufen, die zu einer Gesellschaftsbildung mit wirklicher Freiheit und Gleichberechtigung von vorn herein unfähig ist. So verwandelt sich — und das ist das zweite und höhere Oppositionsstadium — der Sozialismus im bürgerlichen Bewusstsein aus einem Sodom und Gomorrha in ein tausendjähriges Reich, das gleich den christlichen Zukunftsträumen viel zu ideal ist, um jemals Wirklichkeit erhalten zu können. Der empörte Moralist macht dem überlegenen Weltmanne Platz, der ein Bischen jenseits von gut und böse steht. Die Schwäche der menschlichen Natur, näher bestimmt die Stärke des individuellen Egoismus, so dozirt er, lassen alle Hoffnungen auf eine solche Organisation als leere Hirngespinnste erscheinen, die an dem ewigen Kampfe um's

Dasein, dem inneren Gesetz des Menschengeschlechtes, nicht das Geringste ändern werden. Der Mensch ist egoistisch, er war es und wird es bleiben; und da der Sozialismus nur existiren kann, wofern diese egoistische Grundnatur überwunden wäre, kann die Welt auf immer vor seiner Herrschaft sicher sein. Es lohnte sich wohl auf dieses Schlagwort vom menschlichen Egoismus und die sich darauf aufbauende „Widerlegung“ der sozialistischen Ideen einmal ausführlich einzugehen. Doch lässt das Nöthigste hierüber sich auch in aller Kürze sagen.

Für's Erste wäre zu fragen, was man denn unter Egoismus zu verstehen hat, wenn man diesen als das allgemeine Gesetz menschlichen Handelns bezeichnet. Doch nichts anderes als die Beziehung aller Handlungen auf die eigenen inneren Bedürfnisse des Handelnden, die Begründung aller Aktionen auf Interessen und Antriebe, die in dem Ich von vorn herein vorhanden sind oder unter dem Einfluss gewisser Umstände sich in ihm herausgebildet haben. Interessirt sein heisst, ein Bedürfniss empfinden und die Befriedigung desselben, mit anderen Worten Selbstbefriedigung durch die Erfüllung dieses Bedürfnisses wünschen. Eine in diesem Sinne uninteressirte wäre eine unmotivirte Handlung und für unseren Verstand ebenso undenkbar, wie eine Wirkung ohne Ursache. Sofern nun alles Handeln motivirt, d. h. in letzter Linie in den Bedürfnissen des Menschen und seinem naturnothwendigen Streben nach Selbstbefriedigung begründet sein muss, sofern kann man allerdings sagen, dass jedes Ich nur um des eigenen Ich willen handle, oder dass die Art unseres Handelns nothwendig egoistisch sei. Auch die edelsten Thaten sind diesem Zwange unterworfen und würden ohne ihn unverständlich bleiben. Man denke an Männer, die, für eine grosse Sache kämpfend, Freiheit und Leben ihrer Ueberzeugung opfern. Werden nicht auch sie von den in ihnen entwickelten — allerdings idealen — Bedürfnissen getrieben? Ihnen ist die konsequente Thätigkeit für den menschlichen Fortschritt Bedürfniss geworden, und aus diesem persönlichen Bedürfniss, dessen Erfüllung für sie Selbstbefriedigung bedeutet, handeln sie. Ihr im höchsten Sinne des Werkes moralisches Handeln setzt also keine Erhebung über die Bedürfnisse und die mit ihnen gegebene egoistische Ferne des Handelns voraus, — das wäre unmöglich — sondern es basirt auf einer umbildenden Ergänzung der primären materiellen Bedürfnisse und Interessen durch soziale.

Auf einer solchen Ergänzung und Umbildung der von vornherein gegebenen Triebe beruht auch die gewöhnliche Durchschnittsmoral, ohne welche ein gesellschaftliches Zusammenleben überhaupt nicht denkbar wäre. Die primären Instinkte, wenn ihnen nicht im inneren Wesen der Menschen selbst Schranken gesetzt würden, müssten zu einem wirklichen Kampfe Aller mit Allen, zu einer Aufhebung der Gesellschaft selbst führen.

Ein brauchbares Glied des sozialen Organismus wird der Mensch erst, indem sein Handeln sich den allgemeinen Normen fügt, die in dem Wesen dieses Organismus ihren natürlichen Entstehungsgrund haben. Dass der Einzelwille sich aber fügt und die Anforderungen der Gesellschaft als Pflicht innerlich anerkennt, beruht nur zum Theile auf klarer

Berechnung und auf der Furcht vor den Machtmitteln, die der Gesellschaft gegen Uebertreter ihrer Regeln zu Gebote stehen; das sind nur äusserliche Garantien, aber im Innern der Menschen selbst entwickelt sich das Bedürfniss, das Gebotene, eben weil es ein von der Gesellschaft Gebotenes ist, zu erfüllen. Das Bedürfniss, sich und anderen zu gefallen, wird zum Bedürfniss, die Anforderungen der Gesellschaft pflichtmässig zu erfüllen, weil solche Erfüllung zugleich das sicherste Mittel ist, zu gefallen und Achtung zu erwerben.

Der Satz, dass der Mensch durchgängig egoistisch handle, hat mithin, wie gesagt, seine gute Bedeutung, wenn man mit ihm die Motivirtheit alles menschlichen Handels durch die eigenen Bedürfnisse des Handelnden ausdrücken will. Aber damit ist seine Bedeutung auch erschöpft. Wie das wirkliche Handeln durch die gesellschaftliche Entwicklung etwa gestaltet werden mag, darüber kann er nichts entscheiden. Hier kommt alles auf die Bildsamkeit und Fügsamkeit des menschlichen Willens an, dem die Gesellschaft neben den primären neue höhere Bedürfnisse, durch welche die primären beschränkt und ergänzt werden, einzupflanzen vermag. Wie weit die Bildsamkeit des Willens und die soziale Umwandlungsfähigkeit der Bedürfnisse reicht, ist nur aus der Erfahrung zu bestimmen.

Wenn man sich also, um die Möglichkeit einer sozialistischen Organisation zu widerlegen, auf den Egoismus der menschlichen Natur beruft, so kann damit nicht jener bloss formale Egoismus, der in der That die nothwendige und allgemeine Form des menschlichen Handelns, des gewöhnlichsten wie des edelsten ist, gemeint sein. Vielmehr wird hier unter Egoismus die materielle Interessirtheit des Handelns im Gegensatz zum Altruismus als der sozialen Interessirtheit des Handelns verstanden. Weil der Mensch weitaus am mächtigsten durch die eigenen materiellen Interessen, durch den Wunsch nach Reichthum und Wohlergehen bewegt werde, darum entspreche auch dem Wesen menschlicher Natur nur eine solche Gesellschaftsform, deren Bestand durch das Spiel der egoistischen Einzelinteressen gesichert werde. Von dieser Art sei die freie Konkurrenzwirtschaft, in ihr wirke ein Jeder unmittelbar nur für seine Sonderinteressen, an keinen werde die Zumuthung gestellt, in materiell uneigennütziger Weise dem Ganzen zu dienen. Und eben darum könne die gegenwärtige Gesellschaft sich erhalten, blühen und gedeihen. Der Sozialismus, der als Ideal sich der Konkurrenzwirtschaft gegenüberstelle, wolle aber eine soziale Organisation, die sich nicht durch das Spiel der materiellen Einzel-Egoismen erhalte, eine Organisation, in der das Individuum seine materiellen Interessen den Interessen der Gesamtheit konsequent unterordnen, und so dem Ganzen direkt dienen solle. Sie stelle also Forderungen, welche die durch materielle Einzelinteressen beherrschte Natur der Individuen nimmermehr erfüllen könne und müsse an diesem Widerspruche zu Grunde gehen. Das ist die eigentliche Meinung derer, die den Sozialismus durch die Berufung auf die egoistische Menschennatur widerlegen wollen.

Gegen gewisse Formen des utopistischen Sozialismus und des Anarchismus mag dieser Einwand vielleicht mit Recht erhoben werden,

doch vor dem modernen Sozialismus mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung verliert er allen Sinn. Wer hat rückhaltloser die eminente Macht des materiellen Egoismus anerkannt, als gerade dieser Sozialismus, der in dem ökonomischen Machtstreben der Einzelnen und Klassen den Hebel der geschichtlichen Entwicklung sieht, der die Umgestaltung der modernen Gesellschaft nur dadurch erreichen zu können meint, dass er das Proletariat über seine wirklichen materiellen Interessen aufklärt und sie zum Klassenkampfe angeeifert. Freilich der Klassenegoismus, an welchen die Sozialisten appelliren, fällt nicht mit den materiellen Interessen der einzelnen Klassengenossen überall und unmittelbar zusammen. Der Kampf verlangt Opfer, Ausdauer und Enthusiasmus; und wenn auch der einzelne Arbeiter sich vernünftiger Weise sagen muss, dass die gegenwärtige Gesellschaftsordnung seinem Interesse widerstreitet, so ist andererseits doch jede thätige Mitwirkung bei der gewerkschaftlichen und politischen Kampforganisation des Proletariats eine Aktion, die in vielen Fällen die materiellen Augenblicks-Interessen des individuellen Arbeiters schädigt. Er muss für diese Kampforganisationen Geld und Zeit opfern und Verfolgungen der Staatsgewalt und des Kapitalistenthums auf sich nehmen. Nicht überall steht diesen Opfern ein entsprechender materieller Gewinn der Einzelnen gegenüber. Der Egoismus, der sich zum Klassenegoismus erhebt, ist, wenn er auch in den materiellen Interessen der Einzelnen seine feste Wurzel hat, doch ein von den engen Schranken blosser Augenblicksinteressen emanzipirter, ein durch soziale Ideen und altruistische Rechtsüberzeugungen erweiterter Egoismus. Auch hier zeigt sich wieder jene erzieherische Macht der gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche die primären Triebe ergänzt und bis zu einem gewissen Maasse umgewandelt werden können. Wäre der Mensch wirklich ein so bornirt materielles Erwerbswesen, wie die Widerleger des Sozialismus und Verherrlicher der freien Konkurrenz uns glauben machen wollen, so könnte es einen Klassenkampf, in dem die Einzelnen auch vor heroischen Opfern nicht zurückschrecken, offenbar garnicht geben. Die Thatsache dieses Klassenkampfes in der modernen Welt ist der beste Belag dafür, dass der materielle Egoismus durchaus nicht den engbegrenzten festbestimmten Charakter hat, den diese Anwälte des Bestehenden ihm andichten möchten. Unter dem Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse zeigt er eine grosse Bildsamkeit. Und wenn schon in der Gegenwart der Egoismus, über die engen Schranken des augenblicklichen persönlichen Privatwohls hinausstrebend, zum thatkräftigen Solidaritätsbewusstsein der Klassengenossen sich zu erheben vermag, warum sollte er nicht in einer zukünftigen Gesellschaft, die über die Klassengegensätze hinaus ist, weiterer Veredelung fähig sein? Warum sollte nicht vielleicht die ganze Produktion, die heute durch den Erwerbstrieb der Einzelnen regulirt wird, unter den veränderten Umständen durch das Solidaritätsbewusstsein und soziale Pflichtgefühl der Gesellschaftsglieder im Gang gehalten werden können? Die Gegenwart beweist noch lange nicht, dass eine solche Hoffnung, für alle Zeiten ausgeschlossen ist.

Indess hat der moderne Sozialismus es gar nicht nöthig, solche ent-

fernte Möglichkeiten in seine Rechnung einzustellen. Alles Gerede, dass eine kommunistische Organisation am Egoismus der Menschen, „die doch nun einmal keine Engel seien“, scheitern müsse, geht von der absurden Voraussetzung aus, dass die Sozialisten von vorneherein auf gewisse Prinzipien der Vertheilung eingeschworen seien. In der That, wenn das Wesen einer sozialistischen Gesellschaft verlangen würde, dass jeder aus dem gemeinsam produzierten Gütervorrath soviel aneignen dürfte, als seine naturellen Bedürfnisse ihm wünschenswerth erscheinen lassen, oder, was schon verständiger wäre, dass den Einzelnen von Gesellschaft wegen, je nach Alter und Geschlecht, das Nothwendige zugetheilt würde, dann allerdings würde der Stachel des materiellen Egoismus, der heute den Fleiss aller Produzenten so wirksam anspornt, innerhalb der sozialistischen Produktionsweise ziemlich erlahmen; die Gesellschaft müsste sich auf das Solidaritätsbewusstsein ihrer Mitglieder verlassen, und wer kann sagen, ob dieses Solidaritätsbewusstsein dann genügend stark entwickelt sein wird, um den sozialen Bau zu tragen? Wenn jeder von dem materiellen Reichthum, je nach Bedürfniss, nehmen darf, wer garantirt da, dass nicht gepirats und verschleudert wird, bis allgemeine Verarmung eintritt? Und auch wenn die Gesellschaft jedem nach Maassgabe des Bedürfnisses das Seinige zutheilen würde, wäre die Gefahr einer Verarmung nicht ganz ausgeschlossen. Denn es würde der enge Zusammenhang zwischen der Arbeitsleistung und dem Gütererwerb der Einzelnen fehlen, welcher heute dafür sorgt, dass alle Nerven der Produzenten bei der Arbeit sich anspornen. Faullenzerei und ökonomischer Rückgang könnten die Folge sein.

Mögen die Anarchisten sich mit solchen Einwänden herumschlagen. Der Sozialismus hat es nicht nöthig, aus dem einfachen Grunde, weil er sich hütet, über den Vertheilungsmodus derartige ethische Postulate aufzustellen. Er bleibt sich der historischen Bedingtheit auch einer sozialistischen Zukunfts-Gesellschaft vollständig bewusst. Bei der heutigen eminenten Stärke des privaten Erwerbs-Egoismus, kann diese Triebkraft nicht von heut auf morgen ausgeschaltet werden. Nichts hindert aber auch eine sozialistische Organisation, wenn sich dieselbe aus der kapitalistischen Gesellschaft heraus entwickelt, die altbewährte Triebkraft des privaten Egoismus, durch welche die Maschine der freien Konkurrenz-Wirthschaft in Gang gehalten wurde, in das Gefüge der neuen Gesellschaft mit hinüberzunehmen. Das kann in einfachster Weise dadurch geschehen, dass auch fürderhin, bis eben eine hochgesteigerte Produktivität der Arbeit und ein festbegründetes Solidaritätsbewusstsein solche Maassnahmen als überflüssig erscheinen lassen, die Beziehung zwischen der Arbeitsleistung und dem Gütererwerb der Einzelnen festgehalten wird. Dadurch also, dass etwa nach Art des heutigen Accordlohn-Systems der Antheil, den die Einzelnen am nationalen Produkt gewinnen, sich (in der Regel wenigstens) nach ihrer Arbeitsleistung abstuft. In diesem Sinne schreibt auch Marx in seinen „Randglossen“ zum (Gothaer) Programm der deutschen Arbeiterpartei: „Womit wir es hier zu thun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage entwickelt hat, sondern umgekehrt, wie sie eben

aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig noch behaftet ist mit dem Muttermale der alten Gesellschaft, aus deren Schooss sie kommt. Demgemäss erhält der einzelne Produzent — nach den Abzügen (für Produktions- und öffentliche Zwecke) — exakt zurück, was er (in Form von Arbeitsleistungen) ihr (der Gesellschaft) giebt ... Es herrscht hier offenbar dasselbe Prinzip, das den Waarenaustausch regelt, soweit er Austausch gleichwerthiger (Waaren) ist. Inhalt und Form sind verändert weil unter den veränderten Umständen Niemand etwas geben kann, ausser seiner Arbeit, und weil andererseits nichts in sein Eigenthum übergehen kann, ausser individuellen Konsumtionsmitteln. Was aber die Vertheilung der letzteren unter die einzelnen Konsumenten betrifft, herrscht dasselbe Prinzip wie bei Austausch von Waarenäquivalenten, es wird gleichviel Arbeit in einer Form gegen gleichviel Arbeit in einer anderen umgetauscht ... Dieses gleiche Recht ist noch mit einer bürgerlichen Schranke behaftet ... Aber diese Missstände sind unvermeidbar in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft nach langen Geburtswehen hervorgegangen ist. Das Recht kann nie höher sein, als die ökonomische Gestalt und dadurch bedingte Kulturentwicklung.“

Wo ist hier die Unterschätzung des materiellen Egoismus? Eine sozialistische Gesellschaft, die dieses Vertheilungsprinzip wenigstens in ihren ersten Phasen beibehält, spannt den materiellen Egoismus der Einzelnen genau so wirksam an, wie es die bürgerliche Wirthschaft der freien Konkurrenz gethan hat. Statt von dem individuellen Egoismus utopistischer Weise zu abstrahiren, wie die aufgeklärten Kenner der menschlichen Natur und „Widerlegung“ des Sozialismus es behaupten, macht er im Gegentheile diesen Egoismus zu einer Basis seiner Existenz, seiner historisch materialistischen Geschichtsauffassung auch hierin treu.

Wie der Kommunismus darin der freien Konkurrenzwirthschaft nicht nachsteht, dass er den Egoismus des Erwerbslebens wach halten kann, so auch darin, dass er den Egoismus des Geschlechtslebens, wenn es nöthig sein sollte, zu zügeln vermag — und zwar durch ähnliche Mittel, durch welche die freie Konkurrenzwirthschaft ihn zügelt. Die „Kenner der menschlichen Natur“, welche dem Kommunismus den Untergang durch allgemeine Faulheit prophezeien, pflegen ihm zugleich den Untergang durch allgemeine Uebervölkerung vorauszusagen. Denn wenn die Noth nicht mehr die Zahl der Arbeiterkinder decimiren, und wirtschaftlich egoistische Bedenken der Kinderzeugung keine Schranke mehr setzen, würde die Volksvermehrung bald ein solches Tempo annehmen, dass der vorhandene Boden zu ihrem Unterhalte nicht mehr ausreicht. Jedenfalls eine auf lange Zeit hinaus recht unbegründete Befürchtung. Aber angenommen, die sozialistische Gesellschaft hätte einmal Grund zu derartigen Befürchtungen, was hindert sie dann, in immer steigendem Maasse die Eltern für den Unterhalt der Kinder haftbar zu machen? Dann knüpfen sich an eine grössere Kinderzahl

ganz so wie heute ökonomische Entbehrungen der Eltern, und so wie heute wird der Wunsch, die eigene Lebenshaltung nicht zu verschlechtern, der Kindererzeugung engere Schranken ziehen. Auch hier kann man sich auf die Wirkungen des Egoismus ruhig verlassen.

Wohin man sieht, diese vermeintlichen Gegensätze: Sozialismus und Egoismus, können sich ganz gut vertragen. Die Abschaffung der freien Konkurrenzwirtschaft bedeutet in keiner Weise einen Verzicht auf die Triebkraft der materiellen Einzelinteressen. Nur wird diese Triebkraft, so lange eine sozialistische Organisation ihrer bedarf, planmässig und zielbewusst von der Gesellschaft in Uebereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Gesamtinteresse geleitet werden, während sie heute in der freien Konkurrenz nur als blindwirkende Naturkraft sich bethätigt. Der Sozialismus steht mit der „menschlichen Natur“ auf gutem Fusse, er kann sie nehmen, wie er sie findet. Er macht die Bahn für ihre fortschreitende Veredelung frei, aber er setzt das Bildungsergebnis, das unter seiner Herrschaft erst allmählich sich gestalten kann, nicht in utopischer Weise als Anfang voraus, wie dies die Gegner, die an die Unerschütterlichkeit des materiellen Egoismus appelliren, ihm gerne unterschieben.

Stepniak.

Ein unerwarteter Verlust hat die sozialistische Welt getroffen. Sergius Michailowitsch Krawtschinsky, unter dem Namen Stepniak geliebt und gehasst wie wenige Menschen, wurde am 23. Dezember vorigen Jahres von einem Eisenbahnzug getödtet. In Gedanken versunken hatte Stepniak des heranbrausenden Zuges nicht geachtet. Die Leiche des grossen Mannes mit dem mächtigen Haupte war fast unverletzt; der Anprall der Lokomotive hatte ihn plötzlich aus seinen Gedanken in den Tod gerissen. Wem waren wohl die letzten Gedanken des Verstorbenen geweiht? Sicherlich dem heissgeliebten russischen Vaterlande, für dessen Befreiung er als Redner begeisterte, als Schriftsteller aufklärte, als „Illegaler“ jahrelang in Todesgefahr schwebte, als Rächer zum Dolche griff. Ohne Todeskampf war es geendet, das reichbewegte, kampfgewohnte Leben.

Stepniak ist 1852 als Sohn eines gut situirten südrussischen Kleingrundbesitzers geboren. Im 10. Lebensjahre verlässt er das Elternhaus, um ein militärisches Gymnasium zu besuchen. Nach Absolvirung der sich anschliessenden Militärschule zu Moskau und der Artillerieschule zu Petersburg bleibt er in Dienst und avancirt bis zum Oberlieutenant. Als Schlür wie als Offizier zeichnet er sich durch Begabung und Fleiss aus; seine Fachartikel in der artilleristischen Monatsschrift sind für ihre Zeit ausgezeichnete Arbeiten. Als Offizier wird er durch Tczakowicz und seinen Kameraden Rogaczew, mit dem er enge Freundschaft geschlossen, in die Kreise der Revolutionäre eingeführt. 1874 als verdächtig verhaftet, weiss er beim Transport zum Gefängniss zu entkommen. In Odessa findet er bei Wolchowsky Unterschlupf. Durch einen falschen Pass geschützt, wird der Exoffizier Student am Forstinstitut zu Petersburg. Hier beginnt seine Agitation; zunächst nur unter den Bauern des Gou-

vernements Twerskaja. Während zweier Jahre ist er in Petersburg einer der energischsten Freiheitskämpfer.

Der weisse Schrecken der Regierung hatte Russland zu verheeren begonnen. Obwohl jegliche Gewaltthat verabscheuend, sieht auch Stepniak, wie alle Nihilisten, in dem Terrorismus das einzige Vertheidigungsmittel der russischen Revolutionäre. An allen gefährlichen grösseren Unternehmungen ist er betheilig.

Er organisirt die Flucht des Prinzen Krapotkin aus der Peter- und Pauls-Festung, auf dem Rücken der Warwara, entkommt Krapotkin seinen Verfolgern. Während des Prozesses (der 193) ist Stepniak wieder an dem Versuch Wolchowsky zu befreien, betheilig. Schliesslich muss er 1877, wenn auch widerstrebend, Russland verlassen, um seine Freiheit zu retten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Genf, nimmt Stepniak, dessen glühender Thatendrang seine lebhaft schriftliche Agitation nicht befriedigte, an der norditalienischen Agrarbewegung Theil. Aus dem Gefängnisse, in welches ihn der Urtheilsspruch auf mehrere Jahre hineinbannte, befreit ihn die Amnestie bei der Thronbesteigung des Königs Umberto. Er eilt nach Russland zurück, wo gerade der Prozess der Wera Sassulitsch die Gemüther gewaltig erregte. Ueber Mecenzcew, den Chef des Gendarmenkorps, hatten die Nihilisten das Todesurtheil gesprochen. Stepniak, in gefährlichen Wagnissen geübt und riesenstark, wird mit der Vollstreckung beauftragt. Am 16. August 1878 tödtet er durch einen Dolchstoss am hellen Mittag den brutalen Polizeimann, den Vernichter so vieler tüchtiger Freunde Rastlos und heimatlos irrt nun Stepniak, auf dessen Gefangennahme oder Tödtung die Regierung einen grossen Preis ausgesetzt hatte, unermüdlich agitirend in Russland umher, gleichzeitig die geheime Zeitung „Volk und Wille“ redigirend, bis er 1880, da er in seinem Vaterlande der revolutionären Bewegung keine wesentlichen Dienste nicht mehr leisten kann, nach England übersiedelt.

In England beginnt für ihn eine friedlichere, aber unermüdliche Thätigkeit. In Bälde beherrscht er die englische Sprache vollkommen. Wo es nur immer die Vertheidigung der Freiheit, die Inschutznahme Bedrängter, so der Juden des Ostens, gilt, finden wir Stepniak als glänzenden und begeisterten Meeting-Redner. In steter Berührung mit Litteraten, Künstlern und Politikern aller Nationen, — er war bei Engels ein gern gesehener Gast, — bleibt er doch ganz Russe. Seine Schriften behandeln stets russische Zustände und haben alle den Zweck, die russische Revolution zu fördern. In seinem Werke „Der russische Bauer“ (in russischer Sprache, deutsch von Dr. Adler), kämpft er für die wirtschaftliche und geistige Befreiung des russischen Bauernstandes. Sein in französischer Sprache erschienenes Buch „La Russie sous les czars“ ist bei aller historischen Objektivität von einem glühenden Freiheitsdrang getragen. (Die englische Ausgabe erlebte schon die dritte Auflage.) In seiner Schrift „Die Laufbahn eines Nihilisten“ (in englischer Sprache), schafft er einen prächtigen Roman und seine Brochüre „La Russia suterranea“ erweckt unwiderstehlich Sympathien für die kühnen russischen Revolutionäre. Für die Sache der russischen Revolution zu wirken, unermüdlich in Wort, Schrift und That, das bleibt das eigentlichste Streben Stepniak's. Abgeschnitten von der Heimath versucht er vom Auslande aus, den Umschwung in seinem Vaterlande vorzubereiten. Neben seinen in russischer Sprache erschienenen Brochüren: „Was brauchen wir?“ und „Ausländische Agitation“, sowie den zahlreichen von ihm redigirten Flugblättern sollte die von Stepniak und seinen Freunden in's Leben gerufene „English Society of Friends of Russian Freedom“ und der von ihm mitgegründete „Fonds der freien russischen Presse“ in revolutionärem Sinne

wirken. Mitten in dieser unermüdlichen Thätigkeit hat ihn der jähe Tod weggerafft.

Stepniak war kein Sozialdemokrat, auch kein bürgerlicher Liberaler; beides ist je nach dem Standpunkt des Beurtheilers oft lobend, oft tadelnd von ihm behauptet worden. Beide Beurtheilungen sind falsch, Stepniak war durch und durch Sozialist, aber er verschmähte keineswegs die Unterstützung der russischen Bourgeoisie zur Erreichung der russischen Revolution. Er wusste genau, dass Russlands Entwicklung noch weit hinter derjenigen der Weststaaten zurückgeblieben ist, und dass an der Lösung der russischen sozialen Aufgaben weite Kreise des russischen Volkes, nicht nur das Proletariat, zunächst nothwendig mitarbeiten müssen. Stepniak's litterarisches Hauptverdienst ist es eben, die Nicht-Russen über die Zustände seines Vaterlandes aufgeklärt zu haben.

Der Schlüssel für das Verständniss Stepniak's liegt in der Anerkennung seines speziell russischen Standpunktes. Aus diesem Standpunkte heraus erklärt sich auch seine Theilnahme am Terrorismus, den er für die nothwendige Folge des in Russland herrschenden Gewalt-Regimentes ansieht; die einzelnen Grausamkeiten bedauert Stepniak in seinem „Unterirdischen Russland“ selbst auf's Lebhafteste; selbst Terrorist, bedauert er doch stets die unerbittliche Nothwendigkeit dieses Terrorismus.

Ich möchte Stepniak mit den gewaltigen leidenschaftlichen Naturen des Cinquecento vergleichen. Als Schriftsteller und Verschwörer, Künstler und Freiheitskämpfer hat er rastlos und unentwegt das einmal erwähnte Ziel verfolgt und sich ein unvergängliches Denkmal in der revolutionären Geschichte gesetzt.

F. Galka.

Wandlungen in der sozialistischen Theorie.

Von Paul Kampffmeyer in Zürich.

Mit einer gewissen Ausschliesslichkeit beherrschte bisher die Politik das Leben der sozialistischen Parteien. In den Versammlungen, in den Zeitungen führte sie das grosse Wort und drängte andere wichtige Gegenstände unseres vielbewegten sozialen Lebens in den Hintergrund. Monate lang hält in unserer Zeit die Wahlpropaganda die Massen in Athem. Eine wahre Sintfluth von Wahlflugblättern ergiesst sich über die Wählerschaft. Diese geräth in eine fieberhafte Thätigkeit, jede Wirthschaft verwandelt sich in eine Propagandastelle, jede Zusammenkunft nimmt den Zuschnitt eines politischen Diskutirkлубs an, kurz, allmächtig, allgegenwärtig waltet die Politik dann im öffentlichen und Privatleben.

Nicht etwa im Dunklen hin- und hertastend, sondern in klarer Ueberlegung haben die Führer der Sozialdemokratie den politischen Kämpfen eine so gewaltige Ausdehnung gegeben. Sie erblicken in dem politischen Kampfe die fortgeschrittenste Kampfesform, die der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat annehmen kann. Nach dieser Ueberzeugung hat das Proletariat alle Energie für die Eroberung der politischen Macht zu verwenden. Der Besitz der politischen Macht setzt erst die Arbeiterschaft in den Stand, die Produktionsmittel zu sozialisiren.

Wir sehen also, dass ein zielbewusster Plan den politischen Kämpfen der Arbeiterklasse zu Grunde liegt.

Bekanntlich haben sich die neueren Strömungen in der sozialistischen Bewegung gegen die Idee der Eroberung der politischen Macht gerichtet. Wir nennen hier nur die unabhängig sozialistische Bewegung in Deutschland und die sich daran anschliessende Bewegung der holländischen Sozialdemokratie. Die „unabhängigen Sozialisten“ stellten die grundlegende Frage zur Diskussion: muss die Arbeiterklasse zuerst die ökonomische oder die politische Macht erobern, um sich emanzipieren zu können? Sie verwiesen auf die Thatsache, dass sich bisher in der Geschichte jede Gesellschaftsklasse zuerst wirtschaftlich emanzipierte, bevor sie die politische Macht in die Hände bekam. Den „unabhängigen Sozialisten“ schien die Annahme ungereimt zu sein, dass eine ökonomisch völlig unterdrückte Klasse dennoch in sich so viel Macht verkörpern sollte, um auf politischem Gebiete einen sieghaften Feldzug führen zu können. War die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters die Ursache seiner sozialen und politischen Knechtschaft, so war die Beseitigung der politischen Knechtschaft nur von der Aufhebung der ökonomischen Abhängigkeit als von ihrer Ursache zu erhoffen. Die Politik stand in vollständigster Abhängigkeit von der Oekonomie. Die Oekonomie war die in allen politischen Institutionen lebende gestaltende Kraft. Die politische Knechtschaft des Arbeiters trug die Muttermale seiner sozialen an sich. Von der Politik zu erwarten, dass sie den Arbeiter emanzipierte, das hiesse die Welt auf den Kopf stellen, das hiesse von dem Kinde erwarten, dass es die Mutter erzeugte.

Die Statuten der internationalen Arbeiterverbindungen bezeichnen einmal sehr treffend die ökonomische Abhängigkeit als die „Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit.“ Kann die Politik ihre eigene Grundlage aufheben, kann die Kirchthurmspitze die Fundamente der Kirche stürzen?

In vollständigem Gegensatze zu dieser Ueberschätzung der Politik durch die sozialdemokratischen Führer wies die „unabhängig-sozialistische“ Richtung den politischen Bestrebungen der Arbeiterklasse ein gar bescheidenes Plätzchen an. Man darf wohl behaupten, sie unterschätzte die Bedeutung der Politik. Das Feldgeschrei der unabhängigen Sozialisten lautete nun nicht mehr Eroberung der politischen Macht, sondern Eroberung der ökonomischen, sozialen.

Die „unabhängigen Sozialisten“ untersuchten nun die ökonomischen und politischen Machtmittel der Arbeiterklasse. Die Streiks, die Boykotts fanden im Hinblick auf die bevorstehenden grossen sozialen Umwälzungen eine ganz andere Würdigung wie bisher. Die Gewerkschaften, die in Deutschland meist nur Aschenputteldienst für die politischen Parteien geleistet hatten, wurden aus ihrer untergeordneten Stellung herausgerissen und sollten nun die grosse Rolle der allgebietenden Königin im sozialen Reiche spielen. Man erwartete — das müssen wir heute bei ruhiger, klarer Ueberlegung sagen — geradezu Unmögliches von der Gewerkschaftsbewegung. Sie sollte die gesammte wirtschaftliche und politische

Aufklärungsarbeit besorgen, den Klassenkampf im grossen Stile führen, und die Fundamente einer neuen sozialistischen Gesellschaft legen. Es war nicht zu verstehen, weshalb die sozialistische Propaganda nicht besonderen Organisationen übertragen werden sollte. Die Propaganda konnte durch Arbeitstheilung nur gewinnen. Es hiesse doch von den Gewerkschaftsführern Unmögliches verlangen, wollte man sie neben ihrer aufreibenden praktischen Thätigkeit noch mit der schwierigen prinzipiellen Propaganda belasten. In ihren sozialpolitischen Plänen entfernten sich die „unabhängigen Sozialisten“ ganz von dem Boden der Thatsachen und sahen vollständig von den jeweiligen Vereinsgesetzgebungen der verschiedenen Länder ab.

Im Grunde genommen dachten sich die „unabhängigen Sozialisten“ die Lösung der sozialen Frage schablonenhaft einfach. Sie hielten die soziale Sphinx für ein ziemlich leichtgläubiges Frauenzimmer. Verlangten sie doch von ihr, dass sie sofort ihr grosses soziales Räthsel für gelöst erklären sollte, wenn der Mensch nur die einfachen Worte: sozialistische Gewerkschaftsbewegung aussprach. Die Sphinx that den Sprung in den Abgrund nicht und frass, da das soziale Problem ungelöst blieb, Menschen nach wie vor. Die soziale Frage ist zu vielgestaltig, greift in alle möglichen Gebiete des sozialen Lebens hinüber, um „von einem Punkte aus kurirt zu werden.“ Sie ist keine blosse Magenfrage, sie nimmt den ganzen Menschen für sich in Beschlag, und daher müssen zahlreiche ökonomische, politische und ethische Faktoren zu ihrer Lösung mitwirken.

Die Diskussion über die Bedeutung der wirthschaftlichen Machtmittel der Arbeiterklasse war nun im Flusse. Die Gewerkschaftsbewegung hatte ein ganz anderes Gesicht erhalten, die wirthschaftlichen Massenhandlungen, Streiks, Boykotts etc., wurden in den Vordergrund der proletarischen Taktik gestellt.

Die Untersuchungen über die ökonomischen Machtmittel führte die „unabhängig sozialistische“ Bewegung zu einer genauen Prüfung der politischen Rechte der Arbeiter. Sie erkannte, dass von den sozialdemokratischen Führern die Bedeutung der politischen Rechte bedeutend überschätzt würde.

Die rein formalen politischen Rechte erhalten erst meist ein Rückgrat durch starke wirthschaftliche Organisationen der Arbeiter. Selbst in der „freien“ Schweiz hängt das Vereinsrecht der Arbeiter vielfach in der Luft, wenn es nicht von starken Gewerkschaften geschützt wird. Das System der schwarzen Listen soll auch hier das Vereinsrecht der Arbeiter illusorisch machen. Zahlreiche Streiks entbrannten in der Schweiz, weil die Kapitalisten den Fach-Vereinigungen der Arbeiter durch Maassregelungen das Lebenslicht ausblasen wollten.

In Deutschland bleibt das Versammlungs- und Vereinigungsrecht der Arbeiter meist dort ein todter Buchstabe, wo die Arbeiter nicht starke wirthschaftliche und politische Organisationen bilden. Mancher Boykott, manche Lokalsperre musste den Arbeitern erst das Versammlungsrecht sichern.

Ferner kann eine energische Arbeiterklasse mit einem Minimum politischer Rechte und Freiheiten ihre grossen Emanzipations-Interessen

pflegen. Unter dem „Ausnahmegesetz“ nahm die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland einen ungeahnten Aufschwung. Im Jahre 1877 waren die sozialistischen Gewerkschaften circa 50 000 Mann stark, im Jahre 1891 zählte die General-Kommission allein 237 897 Mann. Hier sind die grossen lokalen Fachvereine unberücksichtigt geblieben. Weiter durchwühlte in den Jahren des Ausnahmegesetzes eine energische politische Agitation die Arbeitermassen. Ein ganzes Netz geheimer Verbindungen legte sich über Deutschland. In die harmlosesten Kegel- und Pfeifenklubs hielt die Politik ihren Einzug. Die Werkstätten, die Wirthschaften, die Wohnstuben wurden sozialistische Propagandastätten. Das grossstädtische Industrieproletariat hat allen Ausnahmegesetzen zum Trotz tausend Gelegenheiten zur Vertretung seiner Lebensinteressen. Die formale Versammlungsfreiheit hat eine viel grössere Bedeutung für ein weithin verstreutes Kleinbürgerthum, als für ein in der Grossstadt konzentriertes Proletariat. In seinen Werkstätten, Miethskasernen, Wirthschaften findet das Proletariat eine natürliche Organisation vor. Und diese gleichsam natürliche wirtschaftliche Organisation des Proletariats übt einen ungeheuren Einfluss auf die Propaganda der sozialistischen Ideen aus. Sie muss genau bei der Frage nach der Bedeutung der politischen Rechte gewürdigt werden.

Mag man nun über die Kritik, welche die „unabhängigen Sozialisten“ an die ökonomischen und politischen Machtmittel der Arbeiterklasse legten, denken wie man will, das eine Verdienst muss man dieser Kritik dennoch einräumen, dass sie die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf den innigen Zusammenhang zwischen Oekonomie und Politik gelenkt hat. Diesen Zusammenhang klar zur Erkenntniss der Arbeiter zu bringen wird nach unserer Ansicht eine Hauptaufgabe der sozialpolitischen Litteratur der Zukunft bilden. Hängt doch von ihr in letzter Linie die richtige Wirkung und Würdigung der wirtschaftlichen und politischen Thätigkeit der Arbeiterklasse ab.

Einen ähnlichen Ausgangspunkt wie die Gewerkschaftsbewegung der „unabhängigen Sozialisten“ nahm später die Genossenschaftsbewegung einiger grossstädtischer Arbeitergruppen. Sie hielt die Eroberung des ökonomischen Marktes für das grosse Ziel der emanzipatorischen Arbeiterbewegung, und legte deshalb den Schwerpunkt der sozialpolitischen Thätigkeit auf die wirtschaftliche Organisation der Arbeiter.

In Berlin strebten sozialistische und anarchistische Elemente die Begründung von Konsumgenossenschaften an. Ihnen schwebte eine Gesamtorganisation des Massenkonsums vor Augen. Die Konsumvereine sollten den Unterbau für eine umfassende sozialistische Volkswirtschaft abgeben. Mit grosser Energie vertrat Gustav Landauer diese Ansichten in Wort und Schrift.

Neuerdings ist Hans Müller mit einem grossen sozialen Organisationsplane hervorgetreten. Er hat ihn in seiner eben erschienenen Schrift: „Die Stärkung der Gewerkschaftsbewegung durch die Konsumgenossenschaften“*) entwickelt.

*) Basel 1896. Speidel. Kommissionsverlag Zürich.

Die Ideengänge Müller's haben unzweifelhaft einen bestimmenden Einfluss auf eine Anzahl schweizerischer Sozialpolitiker gewonnen. Auf dem letzten sozialdemokratischen Kongresse in Bern fand ein Antrag des Herrn Gschwind Annahme, dessen Grundtöne begeistertes Eintreten für die Genossenschaftsbewegung und scharfe Abwehr staatssozialistischer Beglückungspläne waren. Das Schicksal der Gschwind'schen Anträge muss abgewartet werden; immerhin ist es ein Zeichen der Zeit, dass sie von der Majorität des sozialdemokratischen Parteitages als beachtenswerth für eine Revision des Programms betrachtet wurden.

Hans Müller trägt uns in seiner Broschüre einen abgeschlossenen Versuch zur Lösung der sozialen Frage vor. Die soziale Frage findet nach seiner Ansicht nur in freien Staaten ihre Lösung. Ueberall dort, wo rückständige Verfassungsformen den Arbeitern Luft und Licht für ihre wirthschaftliche Organisationsthätigkeit nehmen, bilden sich soziale Parteien nicht rein heraus, sie haben einen vorwiegend politischen Charakter. Als klassisches Beispiel für seine Theorie stellt Müller die sozialdemokratische Partei Deutschlands hin. Diese Partei ist nach seiner Meinung keine soziale, sondern eine politische Partei. Sie ist die politische Vertretung des Proletariats und des Kleinbürgerthums, und zwar giebt in ihr das Kleinbürgerthum den Ausschlag. Mit der Begründung freier Staatsformen in Deutschland bildet sich die sozialdemokratische Partei total um.

Verfügt die Arbeiterklasse über freie Verfassungsformen, so liegt für sie die Lösung der sozialen Frage in der Begründung von Konsumgenossenschaften. Die schweizerischen Arbeiter erfreuen sich demokratischer Regierungsformen, sie sind daher nach der Ansicht Müllers am besten geeignet, den deutschen Arbeitern den wahren Weg zu ihrer Emanzipation zu zeigen. Und dieser Weg ist die freie genossenschaftliche Organisation des Konsums.

Hans Müller betrachtet den Konsumverein einmal als Haupthebel der Gewerkschaftsbewegung und dann als Bahnbrecher für eine sozialistische Organisation der Volkswirthschaft.

Die Gewerkschaften begründen Konsumvereine und wenden einen Theil des Reingewinns z. B. 30 Prozent ihrer Kasse zu. Dadurch erhält die Gewerkschaft ein starkes Rückgrat und kann in umfassender Weise ihre Kämpfe gegen das Unternehmerthum führen.

Was gerade die Verbindung gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Bestrebungen für ausserordentliche Resultate haben kann, dafür liefert der letzte grosse Kohlenarbeiterstreik in England ein glänzendes Beispiel.

„Vielfach“, so theilt uns Bernstein in der „Neuen Zeit“ mit, „kamen den Arbeitern auch ihre lokalen Konsumgenossenschaften zu gute. So gehören von 24,000 Bergarbeitern im südlichen Yorkshire etwa 10,000 der Kooperativgenossenschaft in Barnsley an, die im August ihre halbjährige Dividende vertheilte — im Durchschnitt 50 Schillinge pro Mitglied, ausserdem hatten aber noch viele Mitglieder andere Guthaben bei der Genossenschaft, die sie nun flüssig machten, und weiterhin beschloss dieser Verein am 25. September, wo die Noth sich schon sehr fühlbar

machte, während der folgenden vier Wochen je 250 Pfund Sterling (5000 Mark) zur Vertheilung an bedürftige Genossen an die Sektionen zu versenden. Im Ganzen hatte diese Genossenschaft bis Anfang Oktober 2000 Pfund Sterling zu Unterstützungszwecken ausgegeben; eine andere Konsumgenossenschaft in Yorkshire, die zu Ripley, 1500 Pfund u. s. w. Was von Arbeitergenossenschaften ausserhalb der Bergarbeiterdistrikte für die Ausständigen gegeben wurde, ist schwer festzustellen; so sei, da dieser Gegenstand hier einmal berührt, nur noch erwähnt, dass die Engros-Einkaufsgenossenschaft zu Manchester Ende September in Urabstimmung mit riesiger Mehrheit die Liebesgabe von 5000 Pfund Sterling für die Ausständigen bewilligte — 100,000 Mark auf einen Strich!“

Im Interesse seiner Fortentwicklung giebt sich der Konsumverein eine derartige Organisation, dass auch Nichtmitglieder der Gewerkschaft sich an ihm betheiligen und ledige Gewerkschaftsmitglieder kaufende Kunden werden können. Sie führt ein Waarengeld in Form von Marken ein. Zur Kräftigung der Grundlage des Konsumvereins verpflichtet sich die Gewerkschaft mindestens 25% von dem Lohne ihrer sämtlichen Mitglieder bei der Betriebskommission des Vereins durch einen Vertrauensmann umzutauschen.

„Nehmen wir an, ein an der Genossenschaft betheiligter Schlosserfachverein habe 60 Mitglieder. Davon verdienen 20 Mann in der Woche 40 Fr., weitere 20 30 Fr., die letzten 20 endlich nur 20 Fr. Die von den Mitgliedern des Schlosserfachvereins vereinnahmten Löhne betragen danach

$$20 \cdot 40 = 800 \text{ Fr.}$$

$$20 \cdot 30 = 600 \text{ Fr.}$$

$$20 \cdot 20 = 400 \text{ Fr.}$$

in Summa 1800 Fr.

Von diesem Betrag, der wöchentlichen Lohnsumme des Schlosserfachvereins, liefert nun sein Vertrauensmann 25% bei der Betriebskommission der Genossenschaft ein, also 450 Fr. und empfängt dafür 450 Fr. in Waarengeld, das den einzelnen Mitgliedern zurückgegeben wird, und zwar erhält jedes Mitglied in Waarengeld den Betrag zurück, den es in Landesmünze weg gab.

Der Betrag, für den jeder Fachverein wöchentlich Waarengeld eingetauscht hat, wird notirt; am Ende des Jahres werden die Beträge summirt und nach ihrer Höhe kann dann die auf jede Gewerkschaft entfallende Quote vom Reingewinn ganz genau berechnet werden.

Für das den einzelnen Mitgliedern eines Gewerkvereins eingehändigte Waarengeld kaufen diese oder deren Frauen dann Lebensmittel in den Genossenschaftsläden. Die unverheiratheten Arbeiter aber werden damit ihre Kostgeber bezahlen, die dadurch veranlasst werden, die Lebensmittel, die sie für ihre Pensionäre gebrauchen, gleichfalls aus den Konsumläden zu beziehen.“

Die Arbeiter suchen nun das Waarengeld im wachsenden Maasse in die Zirkulation zu setzen. Dem Bäcker, dem Metzger, dem Bierwirth, kurz allen Klassen, die von dem Arbeiterkonsum leben, drängen sie das

Waarengeld auf, und veranlassen sie dadurch, Mitglieder des Konsumvereins zu werden. Das Waarengeld, das diese Klassen nicht selbst für ihren Bedarf verwenden können, lösen die Genossenschaften mit einem Abzuge von 5—10% je nach Uebereinkunft in Landesmünze ein. Der Baseler Konsumverein, der mit einer Anzahl von Metzgern, Kohlenhändlern und Manufakturwaarenbesitzern Vereinbarungen getroffen hatte, verdiente allein 70,000 Fr. durch die Umwechslung des Waarengeldes.

Das Waarengeld der Genossenschaft wird nach schweren Kämpfen selbst den Hauswirthen aufgedrängt. „Jeder Franken, den sie (die Arbeiter) in Zirkulation setzen, bringt ihnen 5—10 Cts. in ihre Gewerkschaftskassen, befestigt ihre Organisation und ermöglicht schliesslich die Begründung von Fabriken und Werkstätten durch die Konsumgenossenschaft.“

Ueberall rollt das Geld der Konsumgenossenschaft, es endet seinen Siegeslauf als Geld der sozialistischen Gesellschaft. Mächtig erstarken die Genossenschaften, sie betreiben im frohen Besitz der Massenkundschaft die ausgedehntesten Betriebe, Mühlen, Bäckereien, Möbelfabriken etc. etc. „Kurz, auf Grundlage der Konsumgenossenschaften lässt sich der Kapitalismus im Handel und in der Produktion so gut wie vollständig vernichten, kann das gesammte Wirthschaftsleben nach sozialistischen Grundsätzen organisirt und verwaltet werden! Die Organisation der Konsuminteressen ist der Punkt des Archimedes, von dem aus nicht nur die Gewerkschaftsfrage zu lösen ist, sondern der auch dazu dienen kann, unsere kapitalistische, die beiden Gegensätze des Profits und der Ausbeutung erzeugende Gesellschaft in eine sozialistische, auf gerecht bewertheter Arbeit Aller beruhende Gemeinschaft umzuwandeln.“

Ich weiss nicht, ich habe einen eigenartigen Gewinn von der Müller'schen Broschüre mit hinweggenommen. An vielen Stellen der Broschüre wurde mein Widerspruch gegen Müller's Behauptungen laut. Ich theile seine Auffassung über den Charakter der sozialdemokratischen Partei nicht, ich sehe sehr viel willkürliche Konstruktion in seiner Darstellung des Marxismus als eines spezifisch deutschen Produkts, ich finde in seiner Broschüre keine klare, widerspruchslöse Definition des Kleinbürgerthums, ich halte eine Furcht vor allen sozialistischen Experimenten der deutschen Zukunftsgesellschaft für unbegründet, kurz, an zahlreichen Stellen der Broschüre regte sich meine Opposition gegen Müller. Aber dennoch zog ich einen grossen Gewinn aus seiner Broschüre. Das war die Klarheit, die ich über zwei verschiedene Auffassungen der sozialen Frage erhielt: Ist die soziale Frage eine Macht- oder eine Organisationsfrage.

Hält man die soziale Frage in erster Linie für eine Machtfrage, so ergiebt sich daraus eine ausgesprochene Gegnerschaft zu den Ansichten Müller's. Und in dieser Lage mögen sich die radikalen Führer der Sozialdemokratie befinden. Ich brauche durchaus kein Kleinbürger zu sein, wenn ich die Genossenschaftsbewegung als Lösung der sozialen Frage verwerfe. Ich sage mir vielleicht, die Organisation von grossen Widerstandsgesellschaften, von Gewerkschaften, von politi-

schen Gruppen, von Miethsverweigerern etc. etc. führt schneller zur Aufhebung des Kapitalismus, als die langsame Organisation der Konsumenten. Ist der Widerstand des Kapitalismus gebrochen, dann hat der Sozialismus erst volle freie Bahn zur Reorganisation der Gesellschaft. So aber kann die Genossenschaft heute nur in dem engen Rahmen des Kapitalismus reformiren. Sie muss die Ausbeutung des Grund und Bodens anerkennen und hohe Miethen zahlen, sie hat einen erbitterten Konkurrenzkampf gegen die grossen kaufmännischen Geschäfte und industriellen Unternehmungen zu führen. Ich kann mir also gut vorstellen, dass sozialpolitische Parteien ganz passable Gründe gegen die Genossenschaften geltend machen können, weil sie eben auf anderen Wegen schneller und konsequenter zu ihrem grossen Ziele zu kommen denken.

Soviel aber ist klar, dass sich eine ganze Reihe sozialökonomischer Strömungen bilden kann, je nach dem Umfange, nach dem die Arbeitergruppen die soziale Frage für eine Macht- oder eine Organisationsfrage halten. Und diese Einsicht möge uns vor einer Verketzerung etwaiger sich neubildenden sozialpolitischer Parteiungen bewahren.

Neueste Lyrik.

Von Wilhelm Bölsche in Friedrichshagen.

Wir haben in der letzten Zeit so viel gehört von Deutschthum und deutscher Einheit, deutschen Errungenschaften, deutschen Lorbeeren. In solchem Moment der Festreden und des Tücherschwenkens ist es eine erbauliche Betrachtung, sich gelegentlich zu vergegenwärtigen, wie viele wohl von all' diesen Begeisterten eine Ahnung besitzen möchten von den unblutigen Kämpfen, den stilleren, mit sehr viel weniger Champagner begossenen Siegen, die das Deutschthum im vergeistigtsten Sinne auf dichterischem Gebiet in den letzten fünf- und zwanzig Jahren durchgemacht hat. Es waren zum Theil ganz verzweifelte Kämpfe. Eine nüchterne Wiedergeburt, hart an der Grenze des Bankerotts. Ein Sichbesinnen des deutschen Formgeistes, die Wiedereroberung eines fast bis zur vollkommenen Wüste verödeten Gebietes aus dem Tiefsten fortgeschrittener Weltanschauung und Erfahrung heraus. Ein wilder Anprall gegen eine Schwindellitteratur, die sich in langen Jahrzehnten des Verfalls auf der öden Erde angesiedelt hatte. Aber wie viele sind, die dieses Schauspiel, dem es gerade an seinen ernstesten Kampfesstätten durchweg an Marktschreibern gefehlt hat, einigermassen verfolgt haben? Der Leser unserer Tagesblätter, der in der Presse vor allem sein politisches Begeisterungsmaterial sucht, wird nach dieser seiner beständigen Litteraturquelle, wofern er nur selber noch ein Quentchen Sinn für deutsche Sprache besitzt, gerade das Gegentheil eines Aufschwunges vermuthen müssen. Denn unsere deutsche Tagespresse ist im letzten Vierteljahrhundert unverkennbar immer schlechter und schlechter geworden, was Stil und Darstellung anbetrifft. Eine vernünftige Belehrung von den offiziellen Lehrstühlen der Fach-Aesthetik aus, an die der Unwissende, der selbst keine Wahl auszuüben weiss, sich halten könnte, fehlt in neunundneunzig von hundert Fällen vollständig — kein Wunder, dass, wenn wir einflussreiche Stellen dieser

Art nach wie vor mit den blutigsten Dilettanten besetzt sehen, die den grossen Entwicklungskämpfen unserer Dichtung noch fremder gegenüberstehen, als der schlechteste kleine Theaterkritiker irgend eines Tageblatts. Die ganze Methode unseres Verlegerthums, die eigens darauf gedrillt scheint, das Publikum zwar unausgesetzt mit ganzen Sintfluthen neuer deutscher Dichterwerke zu überschütten, dabei aber die guten und fortschrittlichen Sachen in dieser Masse wie unter einer Tarnkappe für jeden Fernstehenden verschwinden zu lassen, sie thut noch ihr Theil hierzu und lähmt die Dichter wie die Leser beide gleichmässig unter der verheissungsvollen Devise eines angeblichen Vermittleramtes zwischen beiden.

Der Erfolg des Ganzen ist natürlich ein sehr bitterer, und er ist bitter für beide Parteien. Auf der einen Seite werden edel ringende Geister, die wir in aller erster Linie feiern sollten, gerade wenn solche Worte wie Deutschthum volltönend in den Mund genommen werden — zum Deutschthum gehören ja doch wohl nicht bloss ein paar Fahnen und Kanonen, sondern vor allem unsere deutsche Sprache — zu ganz zwecklosen Märtyrern gemacht. Inmitten eines Volkes, das zwar nicht gerade zu viel Bücher kauft, aber doch jährlich Summen darin anlegt, mit denen eine Unmenge von Existenzen gerettet werden könnten — inmitten einer Gesellschaft, die zwar für dichterisches Empfinden noch verzweifelt wenig durch unsere konventionellen Bildungswege geschult ist, aber (man sage, was man will) an und für sich für gute und hohe Dichtung die nöthige Anlage unbedingt mitbringt (man denke nur an das intensive Bedürfniss in unseren Arbeiterkreisen, das sich bei den Volksbühnen u. s. w. geäussert hat) — inmitten dieser reichen Möglichkeiten verkommen und verbluten sich feinsinnige Talente aus einfacher wirthschaftlicher Mißsre, die der allgemeinen Unkenntniss entspringt. Wir haben in letzter Zeit ein solches Opfer wieder an Johannes Schlaf gehabt, einem Vollkünstler wie irgend einem. Dem tragischen Zusammenbruch einer solchen Gestalt gegenüber beweist es so gut wie gar nichts, wenn hier und da plötzlich ein Mal ein Begeisterungstaukel für einen „Verkannten“ künstlich gemacht wird, wie neuerdings für Johanna Ambrosius, die der Litteraturphilister anstaunt als die „Dichterin aus dem Volk“, — als wenn der Begriff Volk an die Bauernstube gebannt wäre, und nicht unsere ganze brauchbare Dichtung heute aus dem Volksherzen ohne Frack und Handschuhe hervorginge. Mir erscheint eine Einzelvergötterung dieser Art immer arg verwandt dem einzelnen offiziell anerkannten Renommirbettler eines modernen Protzenhauses, in dem man für das allgemeine Elend nur Spott und Knuten hat.

Auf der andern Seite rächt sich die schiefe Lage der Dinge bei der Masse derer, die lesen könnten, wenn sie den rechten Stoff fänden, nicht minder schwer. Eines der genussreichsten Schauspiele entgeht ihnen: der Anblick einer emporsteigenden Dichtungsepoche. Unsere Enkel werden es in den Schulbüchern auswendig lernen, was sich da vollzogen hat, — wir gehen blind vorbei. Ein paar Schlagwörter klingen herüber und werden missverstanden — das ist beinahe alles, was der Durchschnitts-Zeitgenosse merkt. Wir lachen heute vornehm darüber, wenn etwa eine Fontane'sche historische Erzählung aus dem Anfang dieses Jahrhunderts uns eine Litteratur-Debatte in Berliner Dilettantenkreisen vorführt, wo in derselben Zeit, da Schiller seine besten Dramen, Goethe den Faust gedichtet, fast kein Wort geredet wird von Weimar, sondern ein obskurer märkischer Duodezpoët wie der brave Pastor Schmidt von Werneuchen als Dichter der Zeit im Mittelpunkt steht. Und doch sind wir dieselben geblieben. Was uns der Sortimenter zu Weihnachten in die Hände drängt, das ist durchweg ein Litteraturabfall, der im echten Kreis der Schaffenden schon jetzt der Kritik der Komik unterliegt, und den die nächste Generation gar nicht

mehr kennen wird. Was aber unter Nöthen und Kämpfen sich wirklich an reiner Gabe neben uns aufringt, das berührt uns so gut wie gar nicht, — gewiss nicht zum wenigsten auch zu unserem Schaden. Mit den kindlichsten Mitteln lassen wir uns dupiren von solchen, die ein Geschäftsinteresse daran haben, der wirklich gesunden modernen Dichtung den Weg zu versperren. Da wird uns gepredigt, die ganze junge Bewegung sei Import vom Ausland und als solcher zu bekämpfen von Jedem, dem seine deutsche Eigenart in Sprache und Dichtungsart lieb sei. Wie ist es, fragt man dagegen, bei solchem Sachverhalt möglich geworden, dass diese junge Blüthe neudeutscher Dichtung, die wir seit zwanzig Jahren da heranreifen sehen, zu allererst eingesetzt hat mit Lyrik und bis zur Stunde in erster Linie auf lyrischem Gebiete sich am meisten bewährt? Mühsam ist dieser neuen Lyrik mehr als ein Jahrzehnt später das neue Drama nachgekommen, und der neue Roman ist vorerst überhaupt noch nicht da. Wenn die Welle vom Ausland kam, musste die Reihenfolge logisch genau die umgekehrte sein. Das erste unserer Bewegung sachlich Verwandte, was aus Frankreich und Russland zu uns kam, war der realistische Roman. Dann kam das Drama Ibsen's. Lyrische Anregungen sind uns überhaupt so gut wie gar keine von aussen gekommen und konnten auch schlechterdings nicht kommen, da nirgendwo um uns her auch nur der Ansatz zu einer neuen lyrischen Epoche bestand, — ganz abgesehen davon, dass Lyrik auf Lyrik über Sprachgrenzen weg nur in den seltensten, unwahrscheinlichsten Fällen von wirklich befruchtendem Einfluss werden kann. Es muss also doch wohl so sein, dass die deutsche Bewegung ihre individuellen Wurzeln gehabt hat. Wer nur ein Minimum eigenen Urtheils hat, sieht das an den Proben ja auch auf Schritt und Tritt: Alles, was in der modernen Lyrik unserer Liliencron, Hart, Holz u. s. w. wirklich Gold ist, das ist so echt deutsches Gold als nur irgend eines. Wie das eine Argument, so sind die meisten. Wo die Deutschthümelei nicht verfind, da wurde der Philister bange gemacht mit dem Pöpanz der Unsittlichkeit.

Welches Gaudium wird es für einen Litterarhistoriker der Zukunft sein, uns auszumalen, wie eine Gesellschaft, die Jahrzehnte lang ihre Bühne so gut wie ausschliesslich der französischen Lebemanns-Posse anvertraut hatte und in dieser ohne jeden Skrupel „die“ Kunst sah, ein Zetermordio über Unmoral erhob, als der Dichter der „Weber“ hervortrat

Erbauliche Betrachtungen ^{das} Alles. — in der That! Erbaulich, wenn so viel Fahnen geschwenkt werden. Man erzählt uns vom Barbarossa im Kyffhäuser, und wie er auferstanden ist. Wer aber unser geistiges Leben anschaut, der braucht keine alten Sagen als Symbol, dass bei uns noch gewaltig viel in todähnlichem Schlaf begraben liegt, mit dessen Auferstehung es noch gute Weile zu haben scheint. Verständniss und Achtung vor der echten Dichtung gehören vor Allem dazu. Und mit jedem Bande, den unsere stumpfe Unthätigkeit in der Tagesfluth belangloser Waare verkommen lässt, ohne ihn aufzunehmen und auszunutzen, mauern wir einen Stein weiter an dieser ideellen Barbarossa-Gruft. Man wende mir nicht ein, dass wenigstens auf der Bühne das weiteste Entgegenkommen der aufstrebenden Dichtergeneration gegenüber ja doch bereits erreicht sei.

Das reguläre Theater mit dem regulären Publikum hat, so weit die That-sachen überhaupt anzuerkennen ist, erbärmlich wenig Verdienst daran. Wenn Hauptmann nicht im Winkel als ungelesener Buchdramatiker versauert ist, so verdankt er das in erster Linie nur zwei Akten der Selbsthilfe auf theatralischem Gebiet, die beide im Konflikt mit dem offiziellen Theater sich mühsam genug durchsetzen mussten: einmal der „Freien Bühne“, die von einem Schriftstellerkreise der modernen Richtung selbst ins Leben gerufen wurde, und dann

den verschiedenen „Volksbühnen“, in denen allerdings der geistige Bildungshunger grosser Massen erfreulich hervortrat, aber zugleich ein überhaupt neues Publikum sich zusammenfand, das mit den bisher über die „Kunst“ verfügenden „Bildungsklassen“ gar nichts zu thun hatte, — leider ein Publikum, dessen Nothlage vorläufig selbst so gross ist, dass der mittellose Dichter hier zwar begeisterte Hörer, aber in materiellen Dingen nur Leidensgenossen findet. Selbst über diesen zwei Versuchen glücklicher Reorganisation hängt neuerdings das Damoklesschwert polizeilicher Beschränkung: es fragt sich, ob für absehbare Zeit nicht auch dieses letzte Asyl uns wieder verschlossen ist, und der von hier aus ermöglichte dramatische Sieg eine sehr kurze, vergängliche Freude war. Wie aber die Dinge dann auch auf dramatischem Gebiet unfehlbar werden müssten, das lehrt das Schicksal der modernen Lyrik. Um die Kriegezeit von 1870 herum hatte die deutsche Lyrik, niedergehend wie sie seit 1848 war, ihren tiefsten Verfallpunkt erreicht. Wie viel man auch heute feiern mag, an jener Zeit: die Lyrik von 1870 selbst, glaube ich, wagt auch der begeisterste Panegyriker nicht zu preisen. Aber es war nicht die engere Kriegslyrik allein — sie, die man am Ende noch am ersten hätte missen mögen — das Ganze lag für todt darnieder. Wie hat sich das geändert seitdem! Seit den ersten Harfenschlägen, die wieder aus dem Vollen kamen — den ersten Gedichten von Arno Holz, von dem armen Conradi, der heute auch schon zu den Gestorben-Verdorbenen gehört und doch ein so echter Lyriker war, der die denkbar höchsten Triumphe gerechter Weise hätte als „Erster“ einheimen müssen in der Zeit der nichtigsten Dilettanterei, — von den Brüdern Hart, von Liliencron, der so ganz andere Wege kam und doch so eigentlich mit eingriff — — welcher Heraufgang, welcher Frühling! Und das alles jetzt zwanzig Jahre lang und ohne eine Regung von Verständniss in der Masse, Buch um Buch wie Plunder zerstreut, keine Aufmunterung durch irgendwie nennenswerthe Erfolge, — ein Mann wie Liliencron immer noch der albernsten Lebensmisère hingeworfen, die meisten der andern Mitstreiter gezwungen, ihre beste Poesie heimlich wie einen Sonntagnachmittags-Sport neben tausendfältiger werthloser Lohnsklaverei hinzukritzeln, als wären sie Schulknaben, die unter der Bank irgend welche Allotria treiben . . . Vor mir liegt zufällig eine eben erschienene Anthologie neuerer deutscher Lyrik (von Carl Busse, Halle a. d. S. bei Otto Hendel). Die Zusammenstellung ist sehr mässig, die Auswahl im Einzelnen schlecht, und die Einleitung vollends verständnisslos. Aber selbst hier: was für ein Abstand zwischen dem Jungen und dem, was etwa um 1870 auf der Höhe lyrischen Ruhmes stand! Ist es doch, als hätte der Deutsche in relativ uns nächster Zeit erst wieder eine Weltanschauung gefunden, als sei jetzt erst wieder der Dichter ein Stück Volk geworden im eigentlichen Sinne, während er vorher als Salontyroler auf Karnevalsballen herumgelaufen ist, mit sich und der Welt ein albernes, angelerntes Spiel treibend, bald Indier, bald Minnesänger und bald schwäbischer Pastor, nur ja niemals er selbst in seinen wirklichen Empfindungen. Alles lässt sich ertragen in der menschlichen Komödie und ihrer lyrischen Wiedergabe: die ganze Skala von Prometheus bis zum Herrn Knopp in Busch' unsterblichen Versen, — nur die Unnatur und Lüge nicht, die sich schminkt und Masken vorsetzt. Die Hauptreihe der Neuen, die redlich geholfen haben, die Maske herunterzureissen und dann zu zeigen, dass sie in der That nicht bei Herrn Knopp, sondern nach der Seite des Prometheus hinüber standen, ist auch bei Busse ungefähr (nicht ganz; es fehlt z. B. Wille) beisammen; ich nenne nur Conradi, Dehmel, Falke, Julius Hart, Hartleben, Henckell, Holz, Liliencron, Mackay.

Es ist ein Name dabei, auf den ich etwas enger die Aufmerksamkeit lenken möchte. Ich meine Richard Dehmel. Dehmel hat in letzter Zeit

eine neue lyrische Sammlung (seine dritte) veröffentlicht: „Lebensblätter“ (Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan). Es gehört zum Charakteristischen dieser jungen Dichterschule, dass, bei starkem ideellen Zusammenschluss, der sich später auch persönlich vielfach in freundschaftlichem Zusammengehen geäußert hat, doch die Wurzeln fast überall ganz individuelle und bei jeder Individualität verschieden sind. Die ersten Bahnbrecher sind so parallel und unabhängig von einander aufgetreten, dass von einer Schule im Sinne des Ablernens von einander keine Rede sein konnte. Wie grundeigen und grundverschieden haben sich von Beginn an etwa Julius Hart, Liliencron, Mackay, Hartleben aus sich selbst herausgebaut. Ich wüsste nicht leicht einen fundamentalen Gegensatz, als zwischen dem grandiosen Formprunk im „Buch der Zeit“ von Holz und der beinahe extremen Schlichtheit und einfachsten Umrissanschaulichkeiten in Vielem, was Liliencron geschrieben hat. Diese fruchtbare Vielseitigkeit, ein Zeichen innerer Kraft, hat sich bei den paar ebenfals echten Lyrikern, die in der Folge noch zu der ersten Reihe hinzugekommen sind — Dehmel gehört hierher — in erfreulicher Weise weiter bewährt. Als scharfe Persönlichkeit ist Dehmel sofort hervorgetreten. Wie er jetzt, mit seiner dritten Sammlung, dasteht, könnte man ihn schon nicht missen im Gesamtbilde, ohne eine ganz bestimmte, nothwendige Farbe zu vermissen. Diese Farbe zu definieren, ist deshalb noch nicht leicht. Wer Dehmel's Portrait anschaut, den überraschen in einem weichen Grundton die seltsam zackigen, schattenwerfenden Falten. Diese Falten und Spalten laufen auch über sein Werk. Im Kampfe liegen sich bei ihm die Atelierkunst, die das Schöne an sich, als Welt für sich, fortentwickeln möchte, — und die Tagebuchkunst, der die Kunst nur die tiefste, konzentrierteste Mittheilungsform ist, in die der ringende Einzelmensch zur Selbstentlastung sein Bekenntniß presst. Die Atelierkunst sucht zu immer neuer Herrlichkeit, immer neuem Farbenglanz den Marmor zu glätten. Die Tagebuchkunst spaltet in wilder Innenarbeit ihre Risse hinein, ihr liegt mehr daran, das Beben und Erzittern unter der Wucht gährender Kräfte sichtbar zu offenbaren, als sich an dem bunten Lichtreflex der künstlich geebneten Fläche zu erfreuen. Jene Pseudolyrik der Klingelreime und des charakterlosen Vorsichhinsingens angelernter Melodien, wie sie vor dem neuen Aufschwung so lange bei uns die Lyrik vertrat, hatte Beides verloren: die echte, schaffensfrohe Atelierkunst, wie die echte, grübelnde Tagebuchkunst. Erst jetzt sind Beide bei uns in typischer Form wieder aufgetaucht. Und erst jetzt war auch wieder eine Dichterindividualität möglich, deren Eigenraum in dem unablässigen Zwist beider Kunstarten begründet, deren Kraft hier begründet lag.

Man hat allerdings Dehmel nicht ohne Grund vorgeworfen, dass er stellenweise unklar und verworren sei, dass er gut angelegte Gedichte selbst verderbe, indem er die Pointe hinter Räthseln und Dunkelheiten verborgen halte. Aber auch die Wurzel dieser Schwäche liegt wesentlich in jenem Konflikt. Gäbe uns der Dichter an solchen Stellen mit Energie reine Tagebuchdichtung, so würden die Unklarheiten fallen, und da, wo er fester nach einer Seite sich hält, ist es auch jedes Mal so. Wo er aber — um in dem oben gewählten Bilde zu bleiben — versucht, die Erdbebensprünge des Marmors von aussen her mit Atelierkunst als Arabesken zu verwerthen und nachhelfend zu stilisiren, da verwirrt sich leicht dem unbefangenen Beschauer das Bild: er begreift die Nothwendigkeit der Arabesken nicht an dieser Stelle, weil er sie eben blos für eine aus Kunstrücksichten angebrachte Linie hält, ohne die Erdbebenspalte dahinter als letzten Grund zu erkennen. Kehrt man sich indessen an diese Hemmnisse nicht allzu sehr, so ist ganz gewiss mit Fug und Recht zu behaupten, dass Dehmel nach beiden Richtungen ein Voll-

dichter ist. Ich will nur ein Gedicht hierher setzen, in dem der Tagebuchdichter ausnahmsweise rein zu Wort kommt. Ich stehe nicht an, auch inmitten der ganzen neueren Dichtungsblüthe diese Verse für einen fast unerreichten Gipfel zu halten. Das Gedicht trägt die Widmung: „Meiner Frau zum Geburtstage.“ Im Uebrigen bedarf es keines Kommentars.

Befreit.

Du wirst nicht weinen. Leise, leise
Wirst Du lächeln; und wie zur Reise
Geb' ich Dir Blick und Kuss zurück.
Unsere lieben vier Wände! Du hast sie bereitet,
Ich habe sie Dir zu Welt geweitet —
O Glück!

Dann wirst Du heiss meine Hände fassen
Und wirst mir Deine Seele lassen;
Lässt unsern Kindern mich zurück.
Du schenktest mir Dein ganzes Leben,
Ich will es ihnen wiedergeben —
O Glück!

Es wird sehr bald sein, wir wissen's Beide,
Wir haben einander befreit vom Leide,
So geb' ich Dich der Welt zurück.
Dann wirst Du mir nur noch im Traum erscheinen
Und mich segnen und mit mir weinen
Mein Glück!

*

*

*

Eine Gedicht-Sammlung, die auch nur eine Perle dieser Art enthielte, verdiente wahrlich von Hand zu Hand zu gehen. Es sind aber eine ganze Reihe Glanzstellen in dem kleinen Buch. Und doch geht auch diese Gabe in Wahrheit wieder verloren durch die Menge! Wie viele werden sich darum kümmern! In jener oben erwähnten Anthologie von Busse, die sich ein Vergnügen daraus macht, einige ihrer eigenen unfreiwilligen und wehrlosen Gäste in einer „litterar-historischen Einleitung“ zu verunglimpfen, liest man, dass Dehmel „gern in unerforschte Seelentiefen taucht, ohne bisher viel Perlen zu Tage gefördert zu haben. Desto mehr Schlamm und Schmutz hat er dafür bei seinen Wühlarbeiten emporgebracht.“ Das schreibt nun nicht ein beliebiger Zeitungskritikus, sondern ein Herr, der selbst ein moderner Dichter sein möchte und eine Anthologie zur Belehrung des Publikums herausgibt. Herr Busse ist freilich unvorsichtig genug gewesen, gleichzeitig ein eigenes goldschimmerndes Bändchen „Neue Gedichte“ (Stuttgart bei Cotta) herauszugeben, die ihn als ganz kleinen, noch völlig individualitätslosen Anfänger zeigen, der brav sein Reimchen schneidet. Er ist auch naiv genug, in seiner Charakteristik Dehmel's hinzuzufügen: „In ihm liegen Dichter und Denker ewig im Streit; selten, dass der erstere völlig siegt“, — womit eigentlich Dehmel ganz zufrieden sein könnte und es seinem jungen Kollegen Busse (geboren 1872) überlassen dürfte, Gedichte zu fabriziren, in denen der Denker bis zur absoluten Nichtexistenz besiegt ist. Aber bezeichnend ist es doch, wenn man neben der Theilnahmlosigkeit des Publikums auch noch solche Helfer beim Werk sieht.

Schliesslich, trotz aller Klage: besser wir haben eine frische, aufstrebende Dichtergeneration inmitten einer stumpfen Hörerschaaar und Kritik mit sieben Brettern vor dem Kopf, als dass die Dichtung selbst krankte. Unsere Enkel

werden wissen, um was sie uns beneiden. Sieht man die Sache von hier aus an, so leben wir doch in einer prächtigen Stunde. Und inmitten all' des Fahnenumwehens zu den Jubiläen des Kriegsjahres dürfen wir ein stilles Jubiläum in uns feiern: das Jubiläum der glücklichen Ueberwindung jener Schwindellitteratur auf dem deutschen Parnass, die gerade um 1870 herum in ihrer Sündenblüthe stand.

Die Stellung unserer Privatdozenten.

Fast alle Massnahmen unserer Regierung stehen in Beziehung zur sozialdemokratischen Bewegung oder sind direkt durch letztere veranlasst. Unsere Universitäten, welche sich seit langer Zeit einer wohlthuenden Nichtbeachtung seitens unserer Gesetzesfabrikanten erfreuten, wurden aus dieser Ruhe auch erst aufgeschreckt, nachdem in jenen denkwürdigen Reichstagsdebatten der vorigen Session Herr von Stumm seine Angriffe gegen die Kathetersozialisten geschleudert hatte, nachdem seitens dieses einflussreichen Herrn namentlich gerügt worden war, dass ein sozialdemokratischer Agitator trotz seiner gefährlichen sozialdemokratischen Eigenschaften als Privatdozent an der Berliner Universität Kollegien lese. Und so sah sich denn die Regierung veranlasst, zunächst auf administrativem Wege vorzugehen. Allerdings nicht vorzugehen gegen die ihrerseits auch sehr einflussreichen und angesehenen Professoren, sondern zunächst nur gegen die noch bestehenden sozialwissenschaftlichen Vereinigungen und die Herren Privatdozenten. Die ersteren zu vernichten oder mindestens zu harmlosen, flachwissenschaftlichen Vereinen hinabzudrücken, bot die Universitätsdisziplin durch Chikanen mannigfacher Art die bequemen Mittel; den letzteren beizukommen, war aber schwieriger, und fand ein Hinderniss in den bestehenden Fakultätsbefugnissen, welche brutal zu durchbrechen man doch nicht zielbewusst und thatkräftig genug war.

Im vergangenen Sommer-Semester stellte das Unterrichtsministerium an die Universität das Ansinnen, gegen den Privatdozenten Dr. Arons wegen Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, die Entfernung aus dem Lehrkörper zu beantragen. Die philosophische Fakultät stellte aber den gewünschten Antrag an den Unterrichtsminister nicht. Dr. Arons aber erhielt von der Fakultät, die es wohl doch nicht so ganz mit dem Unterrichtsminister verderben wollte eine Verwarnung, wobei die Angelegenheit zunächst ihr Bewenden hatte.

Am Anfang des Winter-Semesters erhielt dann die Universität seitens des Unterrichts-Ministers eine Aufforderung gegen den Privatdozenten Dr. Jastrow disziplinarisch vorzugehen. Der Anlass zu diesem Schreiben war folgender: In seinem Buche „Sozialliberal“*) hatte Dr. Jastrow bei Besprechung der Aufhebung der Bergwerksabgaben angeblich den Minister von Berlepsch

*) J. Jastrow: Sozialliberal. Die Aufgaben des Liberalismus in Preussen. Berlin 1893. Rosenbaum & Hart. 2. Aufl.

beleidigt. Das Gericht erkannte, dass die Darstellung den Thatsachen entspräche, wegen des Schlusssatzes aber auf eine Geldstrafe zu erkennen sei. Dieses Urtheil war im Sommer durch das Reichsgerichtserkenntniss rechtskräftig geworden. Dass das Unterrichtsministerium sich erst nach längerer Zeit an die Universität gewandt hatte, sollte nach der National-Zeitung darin seinen Grund haben, dass man zuvor auf privatem Wege eine Verständigung mit Dr. Jastrow gesucht habe. Die Herrn Jastrow gemachten Verständigungsvorschläge sind nicht ganz klar gestellt; nach den kursirenden Gerüchten wurde dem Herrn eine private Entschuldigung zugemuthet; nach einer anderen Version soll Dr. Jastrow sogar die Niederlegung seiner Stellung als Privatdozent nahe gelegt worden sein. Jedenfalls ging Herr Dr. Jastrow auf die Vorschläge in keiner Weise ein, wodurch diese selbst in unseren Augen hinreichend charakterisirt sind.

Nach den soeben erwähnten Vorgängen erging dann das Anklageschreiben des Unterrichtsministers gegen Dr. Jastrow an die Universität. In dieselbe Zeit fiel dann ferner der Konflikt des Prof. Delbrück mit dem Polizeiminister von Köller. Diese Angelegenheit, die Herrn Prof. Delbrück so hübsch populär hätte machen können, fand auf gütlichem Wege dann den heitern Abschluss. Man liess den Prof. in Frieden und konzentrirte den Angriff auf die Privatdozenten.

Bei den Fakultäten hatte das Unterrichtsministerium wenig Glück gehabt. Die Herren Privatdozenten lasen ruhig weiter und thaten, um mit Wilhelm Busch zu reden, „als wenn sie von nichts was wüssten“. Freilich hatten sich auch einige brave Universitätslehrer gefunden. Ein Professor und drei Privatdozenten, welche Atteste an einen Seifenfabrikanten ausgestellt hatten, die dieser Herr nun zu Reklamezwecken benutzte, wurden um Aufklärung gebeten. Drei der Herren gaben auch die befriedigende Erklärung ab, nur der a. o. Prof. Dr. Krause war der Ansicht, die Sache ginge die Fakultät, das Unterrichtsministerium aber nichts an.

Gegen diese vertrackten Herren musste man vorgehen, aber man wollte doch den Schein des Rechtes wahren, und so liess man Herrn Prof. Hinschius, den in der Studentenschaft wegen seines Verhaltens in Sachen der alten sozialwissenschaftlichen Vereinigung so ungemein beliebten Kirchenrechtslehrer, ein Gutachten über die rechtliche Stellung der Privatdozenten gegenüber dem Unterrichtsministerium, ausarbeiten.

Dieses Gutachten ist in hohem Grade bezeichnend für die heutige Reaktion. Mit beispielloser Ausserachtlassung der historischen Entwicklung unsers Privatdozententhums und der aus den alten Korporationsrechten der Fakultäten erklärlichen Stellung dieser Herren als von der Fakultät ernannte Lehrer an einer heute staatlichen Universität, beansprucht Hinschius in seinem Gutachten für die Regierung volle Ernennungsfreiheit der Privatdozenten; ein Ausspruch, der die Karlsbader Beschlüsse als einen Akt behördlicher Bescheidenheit erscheinen lässt. Dr. Jastrow, dem man übermässigen Radikalismus sonst nicht

vorwerfen kann, sagt in seinem Artikel in No.10 der „Sozialen Praxis“: „Mit dem Rechte, den Privatdozenten nach eigenem Ermessen zu beseitigen, würde dem Minister eine furchtbare Waffe in die Hand gedrückt. Es leuchtet ein, dass mit dieser Waffe in der Hand alle neuen Regungen der Wissenschaft ohne Weiteres niedergehalten werden können. Am meisten sind gegenwärtig neue sozialpolitische Richtungen bedroht, wenn ein Wort des Ministers genügt, ihre Träger zu entfernen. Inwieweit die neue Hinschius'sche Lehre diese Wirkung thatsächlich haben wird, das hängt nicht von dem Unterrichtsminister allein ab. Ein Minister, der solche Befugnisse hat, kann dem Drängen seiner Kollegen im Staatsministerium auf die Dauer nicht Widerstand leisten. Und welchen Einfluss die blosse Thatsache einer so schroff betonten Abhängigkeit auf die heranwachsende Generation üben wird, das entzieht sich ganz der Berechnung.“

Jenes Gutachten ist denn auch nicht ohne Protest geblieben. Dreiundfünfzig Berliner Professoren haben Verwahrung gegen die Hinschius'schen Ansichten eingelegt. Der Protest ist durch die Tages-Zeitungen so bekannt geworden, dass eine Erwähnung hier überflüssig erscheint. Viel Erfolg erwarte ich nicht von demselben. Die Reaktion wird vielleicht in ihrem Kampf gegen die wissenschaftliche Freiheit einige Zeit inne halten, bis der Protest und die Umstände die ihn hervorriefen, vergessen sind. Dann aber wird die Behörde ihren Angriff erneuern, und ich glaube unsere Professoren nicht zu unterschätzen, wenn ich die Vermuthung ausspreche, dass der Widerstand dieser Herren in Staatsstellung sehr bald nachlassen wird. Von den heute herrschenden Kreisen aber verlangen, dass sie die Berechtigung freier wissenschaftlicher Forschung anerkennen, hiesse soviel, als forderte man von einer Nachteule, dass sie in's Sonnenlicht blicken sollte.

F. Haupt.

Darf ein Leibarzt protestiren?

Sieht man sich den bekannten Protest der 53 ordentlichen Professoren gegen Hinschius an, so vermisst man manchen Namen, der sonst in unserem Bürgerthum einen so guten Klang hat, dass dasselbe wohl hätte beanspruchen können, ihn in erster Linie bei der Vertheidigung einer seiner Freiheiten zu sehen. Auf einige der Herren, wie auf Herrn Professor Pfeiderer einzugehen, dürfte überflüssig sein, da das Urtheil selbst in recht konservativen Kreisen über ihn geklärt ist. Interessanter dagegen ist die medizinische Fakultät. Fast sämtliche Kliniker glänzen nämlich durch ihre Abwesenheit. Einem armen, keineswegs glänzend gestellten Theologen kann man seine „Gesinnungstüchtigkeit“ doch noch nicht so übel nehmen, wie Herren, die sich in der höchsten Steuerklasse befinden. Sie können sich auch nicht damit entschuldigen, dass die Angelegenheit für sie als Mediziner kein Interesse gehabt hätte; denn erstens war einer der Herren, die mit dem Ministerium in Zwist geriethen, der

a. o. Prof. Krause, selbst ein Mediziner; und zweitens, warum hätten denn sonst ausser dem Politiker Virchow auch die Herren Waldeyer, Hertwich, Liebreich u. s. w. unterschrieben?

Nein, die Gründe liegen tiefer und mahnen uns an ein Stücklein Kulturgeschichte. So lange es nämlich monarchische Staatsgebilde giebt, haben zu dem nothwendigen Requisit derselben Persönlichkeiten gehört, die sich um das körperliche Befinden der Personen zu kümmern hatten, von deren seelischen Aeusserungen die Unterthanen regiert wurden. In den Komödien aller Völker und Zeiten ist der Leibarzt eine typische Figur. Gewöhnlich hatten die Leute nichts zu thun, als täglich einmal die verschiedenen materiellen Produktionen des Gebieters zu inspizieren, und dann dem hohen Herren zu versichern, dass er noch lange zur Freude seiner Unterthanen „regieren“ werde, — bis derselbe dann eines schönen Tages starb und seine Lebenspropheten durch eine Bewegung von rückwärts auf den Theil ihres Körpers, den man bei ästhetischen Thee's nicht zu erwähnen pflegt, hinausflogen.

Heutzutage ist man eben weiter. Zu den Vorwerken des „Hofes“ eines Fürsten gehört auch eine Universität, und die Herren Leibärzte können sich jetzt an derselben vor einem grösseren Publikum produziren, während sie sonst auch mit ihren Witzen auf eine allzu kleine, und nicht ganz so anspruchslose Zuhörerschaft angewiesen waren. Das ist gewiss auch ein nicht zu unterschätzender Vortheil. Man denke sich zum Beispiel das Gesicht des Monarchen, dem Herr du Bois-Reymond alle Jahre dieselben Kalauer mit denselben Worten und demselben nach Luft schnappendem Ausdrücke erzählen würde.

Doch die Hauptsache bleibt ja immer die Einkommensfrage, und da stehen sich die Herren Professoren der Medizin jetzt entschieden besser, meint man wenigstens. Doch können sie ihre Honorare für Leibarzt-Verrichtungen wohl noch nicht entbehren. Ja, die armen Leute müssen sogar weite und beschwerliche Reisen deshalb unternehmen. Herr Leyden z. B. scheut sich nicht, sogar bis nach dem Kaukasus zu reisen, nur um das deutsche Nationalvermögen um einige Tausend Rubel zu vermehren. Zu seinem ungeheuren Leidwesen muss er dann die I. Berliner Medizinische Klinik für viele Wochen mitten im Semester verwaist zurücklassen, obgleich er für dieselbe Zeit schon erstens vom preussischen Staat, d. h. den in Preussen wohnenden Steuerzahlern, zweitens von den Studenten, die oft genug sich kümmerlich die 40 Mark ersparen müssen, und drittens oft noch von den Kranken bezahlt wird.

Doch thut man Unrecht, in diesem Falle lediglich von materiellen Interessen zu sprechen: Bei Gesellschaften beweist der Rock, für was der Träger sonst noch schwärmt. Herr Leyden ist nicht der Einzige. Von Herrn v. Bergmann sieht man in den Buchhändlerschaufenstern unter den Bildern Berliner Universitätsprofessoren eine Photographie in Uniform, über und über mit Orden behängt! Bezeichnend ist auch, wie sich die Herren tituliren lassen, nämlich nicht mit den akademisch-wissenschaftlichen Würden (Doktor, Professor u. s. w.), sondern mit den höfischen (Geh. Rath, Generalarzt, Medizinalrath u. s. w.). Es geht doch nichts über die rechte Gesinnung: So seine ganze etwaige wissenschaftliche

Bedeutung zu verstecken, um seine loyalen Gefühle zu zeigen! Armer Hübner, der doch nicht unterzeichnen konnte bei seinen zahlreichen Beziehungen zum Hofe! Auch Herr Rubner unterzeichnete nicht. Wir machen Herrn Bosse darauf aufmerksam, dass ein Hygieniker im Kultusministerium noch immer fehlt. Nur der Nerven-Kliniker Herr Jolly hätte ruhig unterschreiben können.

Der einzige von allen Klinikern, der den Protest mit unterschrieben hat, ist Herr Gusserow. Man sagt, dass er bei allerhöchsten Wochenbetten hinter seinem Spezialkollegen Olshausen hätte zurückstehen müssen.

Bixiou.

Ueber Frauenstudium.

Von Heinrich Hart in Charlottenburg

Wie fast alle anderen Fragen von heute, ist auch die Frage des Frauenstudiums nichts Fragliches im Sinne eines Räthsels, im Sinne innerer Schwierigkeiten, die etwa in dem Gegenstande selbst liegen. Das Fragezeichen ergiebt sich einzig und allein aus den heutigen Zuständen, aus dem Widerstande der Bornirtheit gegen das Ungewohnte, Neue. Wer von solcher Beschränktheit frei ist, wem das Neue nicht von selbst identisch ist mit dem Fürchterlichen, Bange-machenden, — dem wird es schwer, irgend etwas Fragliches in der Frage des Frauenstudiums zu entdecken. Fragwürdig sind vielmehr die Zustände, unter deren Herrschaft das Selbstverständliche erst noch als selbstverständlich gepredigt werden muss.

An dieser Stelle braucht es kaum angedeutet zu werden, dass das Wort Frauenstudium gegenwärtig nur noch eine Abkürzung ist für Hochschulstudium der Frauen. Dass Frauen überhaupt studiren, ist vom Standpunkte unserer Reaktionäre schrecklich genug, doch das können sie beim besten Willen nicht verhindern. Wogegen sie ankämpfen, das ist der Zugang zu den vom Staate organisirten Bildungsanstalten, deren vorschriftsmässiger Besuch allein den Zugang zu den „höheren“ Berufen und Staatsämtern ermöglicht. Schritt für Schritt ist die Reaktion auf diesem Gebiete zurückgewichen. Stück um Stück hat sie sich jede Bewilligung abkämpfen lassen. Schon hat sie den Frauen diesen und jenen „niederen“ Staatsberuf eingeräumt, schon hat sie selbst die Abiturientenprüfung dem früher ob seiner Anspruchslosigkeit gefeierten, jetzt aber recht unbequem werdenden Geschlecht zugestehen müssen. Immer wieder jedoch scheut sie sich, zwei oder drei Schritte auf einmal zu thun, — mag auch der eine Schritt geradezu eine überflüssige Thorheit sein, wenn ihm nicht der zweite als nothwendige Konsequenz folgt. Aber das ist ja gerade das Kennzeichen philiströser Kleinmenschlichkeit, niemals etwas mit ganzer Seele zu thun, niemals etwas in seiner Ganzheit auf einmal zu schaffen, sondern immer nur Steinchen an Steinchen zu setzen. Dadurch gewinnen denn auch unsere Zustände einen so mosaikhaften, gekünstelten Charakter, dadurch erscheinen sie so unnatürlich und unorganisch. Es fehlt der herrschenden Gesellschaft an jener Weitsichtigkeit, die nicht bloss winzige Theilchen, sondern auch ein grosses Ganzes zu übersehen vermag. Und daher fehlt es denn auch an einem grossherzigen Schaffen aus dem Vollen heraus.

Trotzdem wird die Philisterei auch den letzten Schritt thun müssen. Und das um so eher, je weniger die Vorkämpfer des Neuen sich mit der Beschränktheit in eine allzu tiefe Debatte einlassen. Das Debattiren kommt

ja immer nur dem an der Gewalt Befindlichen zu Gute, es zögert in jedem Falle eine Entscheidung hinaus. Infolgedessen liebt der Philister die Debatte. Aber kein Gegner wird durch Reden und Begründungen überzeugt; auf sozialem und politischem und selbst auf ästhetischem und ethischem Gebiete überzeugen nur Thaten, nur lebendige Machtfactoren. Es gilt auch für die Frauen, Macht zu erringen, eine Macht zu sein, mit der die Gesellschaft rechnen muss, — nur dadurch wird sie den endgiltigen Sieg erzwingen.

Immerhin ist es nicht ganz unnütz, die Vorurtheile und Einwände der Gegner auch mit Worten zurückzuweisen, nicht um die Gegner zu belehren, sondern um die innere Zuversicht der Freunde zu stärken.

Drei Einwände sind es vornehmlich, welche die gesellschaftliche Philisterei gegen das Hochschulstudium der Frauen erhebt; einer immer kleinlicher als der andere. Der Haupteinwand richtet sich gegen die geistige Befähigung der Frau. Die ganze bisherige Kulturentwicklung verdankt Form und Inhalt im wesentlichen den Männern; mithin sind die Frauen nicht fähig, auf geistigem Gebiete mit den Männern zu konkurriren, mithin muss ihnen die Universität verschlossen bleiben. So ungefähr argumentirt Professor Albrecht in Wien in seiner Broschüre „Die Frauen und das Studium der Medizin“. Man könnte gegen diese Behauptung bequem die andere setzen, dass unsere Kulturentwicklung vielleicht nur deshalb noch keine höheren Ergebnisse gezeitigt habe, weil die Frauen in so geringem Grade theilhaftig gewesen. Aber das hiesse Spiegelfechterei mit Spiegelfechterei bekämpfen. Ich persönlich bin mit Albrecht derselben Meinung, dass die geistige Organisation der Frau mit der des Mannes im Sinne höchsten menschlichen Schaffens nicht wetteifern kann. Trotz aller Hindernisse hätte sonst unser Mitgeschlecht bedeutendere Leistungen aufweisen, bedeutendere Persönlichkeiten entwickeln müssen, als bisher zu Tage getreten sind. Aber was hat das Universitätsstudium mit der Kulturentwicklung, was mit dem höchsten menschlichen Schaffen zu thun? Die Kulturentwicklung hat ihre epochemachendsten Anregungen und Förderungen zumeist ganz abseits von der patentirten Staatsbildung empfangen. Und selbst die Universitätsprofessoren, die am höchsten geistigen Schaffen theilhaftig waren, haben die Befähigung dazu sicherlich nicht durch den Besuch der Hörsäle erworben. Für den Punkt aber, auf den es ankommt, ist die Frage, wie weit die Begabung der Frau reicht, ganz bedeutungslos. Nicht um eine wissenschaftliche Erörterung, sondern um eine Zustandsfrage handelt es sich, um eine Thatsächlichkeit. Nicht eine Untersuchung ihrer geistigen Organisation verlangen die Frauen, sondern nur das Eine, dass denjenigen unter ihnen, die alle Prüfungen, mit welchen der Staat den Eingang zur Universität verbarrikadirt hat, siegreich überwinden, die Hochschule geöffnet werde, — genau so weit, wie der geprüften und „bestandenen“ Mannheit. Ob die Prüfungen irgend welchen Geist erfordern, irgend welche höhere Organisation, das geht die Frauen gar nichts an; sie wollen nur, dass allen, welche mit oder ohne Geist im Stande sind, die Forderungen des Staates zu erfüllen, auch die Rechte, die naturgemäss an diese Erfüllung geknüpft sind, zuerkannt werden, — der Frau nicht minder, als dem Akkaneger, der die Reifeprüfung besteht. Dass die Bewilligung dieser Rechte möglicherweise den geschäftlichen Konkurrenzkampf verschärft, das ist eine Sorge, welche die Kulturentwicklung zu erledigen hat, nicht aber ein noch so hochweises Unterrichtsministerium. Jede Neuerung ruft solche Sorgen hervor und sie sind immer ebenso nichts bedeutend, wie die Beklemmungen der Frachtfuhrleute in den Tagen, da die ersten Eisenbahnen gebaut wurden.

Nur mit einem Lächeln braucht der zweite Einwand abgethan zu werden, der sich nicht blos gegen das Universitätsstudium, sondern gegen jede Berufsbildung der Frauen überhaupt wendet. Noch immer giebt es einige Schwärmer,

die von dem „natürlichen Beruf“ des Weibes faseln, um ihn gegen jede ausserhäusliche Berufsthätigkeit der Frau auszuspielen. In einer Zeit, in der es Millionen arbeitender Frauen nur unter den grössten Schwierigkeiten möglich ist, ihren mütterlichen Beruf zu erfüllen, in der für andere Millionen die Ehe ein unerreichbares Ideal geworden ist, in einer Zeit, in der die Ideal-Hausfrau der Bourgeoisie fast durchweg ihre „natürlichen“ Pflichten durch Köchin, Kindermädchen und Gouvernante besorgen lässt, — in einer solchen Zeit verlohnt es sich wirklich nicht, ernsthaft die Frage zu erörtern, ob vielleicht durch das Universitätsstudium noch ein Paar tausend Frauen mehr ihrem „natürlichen“ Beruf entfremdet werden.

Ganz schüchtern wagt sich der dritte Einwand an's Licht: Es droht die Gefahr, dass der ständige Verkehr zwischen Studenten und Studentinnen die sittlichen Zustände an den Universitäten in arge Verwirrung bringt. Wer die Drolligkeit dieses Einwandes nicht durchschaut, der nehme die Broschüre „Züricher Studentinnen“ von Dr. Käthe Schirmacher zur Hand. Die Schilderung, die hier von dem kameradschaftlichen Verkehr an der zweigeschlechtlichen Hochschule gegeben wird, ist das beste Oel zur Beruhigung jeder Sittlichkeitsangst.

Alle diese Einwände sind so hohl und nichtig, dass man sie getrost als das bezeichnen darf, was sie in Wahrheit sind: Vorwände zur Beschönigung der sozialen Denk- und Thatenfaulheit.

Das Universitätsstudium erfordert kein Genie, nicht einmal ein besonderes Talent, es verlangt nur ein geistiges Mittelmaass. Und dieses der Elite unserer Frauen abzusprechen, wird selbst der geheimrätlichste Psycholog nicht wagen. Es ist auch gar keine Frage mehr, ob überhaupt die Universität unseren Frauen zugänglich gemacht werden soll. Diese Frage ist schon durch die Schweiz erledigt. Es handelt sich nur noch darum, ob die deutsche Frau in's Ausland gehen muss, um ihr gutes Recht wahrzunehmen, oder ob sie im eigenen Lande dasselbe Gut geniessen darf, das Japanern und Chinesen ohne Widerspruch dargeboten wird. Sie wird auch diese „Vergünstigung“ erringen, — das ist keine Frage. Aber nur langsam voran. Ein Jahrzehnt muss zwischen dem vorletzten und letzten Schritt liegen, denn Ueberstürzung klingt allzusehr an Umsturz an. Vielleicht aber thut Deutschland das, was geschehen muss, doch noch um einige Monate eher, als — Russland. Damit wäre dann unser kulturelles Primat gerettet. In so und so viel Jahren aber, wenn mit dem männlichen Amtsrichter, Arzt und Oberlehrer der weibliche in friedlicher Harmonie zusammenarbeitet, dann wird der Philister diese Ordnung der Dinge wieder einmal als die „einzig natürliche, gottgegebene“ feiern.

Florian Geyer.

Wenn im Gramschatner Wald bei Rimpar des Nachts im Mondenschein die Nebel ziehen und das Käuzlein schreit, da erscheint dem einsamen Wanderer in langem, weissem Gewand ein edles Ritterfräulein. Ihr eigener Bruder erschlug hier einst ihren trauten Liebsten, den tapferen, frommen Ritter Florian Geyer von Geyersberg, dem Fürsten zu Liebe und Gunst. Nach Rache schreit das Blut des meuchlings Ermordeten und gönnt noch heute seiner Braut keinen Frieden im Grabe. An der Stelle, wo der Mord geschah, schweift sie ruhelos umher, und ihre Klagen und Verwünschungen erfüllen rings den stillen Wald. Die Nebel wallen im Mondenschein, und das Käuzlein schreit.

— Die Schauer einer mächtigen Vergangenheit durchzittern den Wanderer und herauf vor seinen Geiste steigt jene gewaltige Zeit der deutschen Bauernkriege, wo unser Volk um seine Freiheit gegen Junker und Pfaffen und um sein nationales Sein rang, mit all' ihrer Wildheit, all' ihrer Grösse, ihrer ganzen Tragik.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts waren im heiligen römischen Reiche deutscher Nation alle Verhältnisse in heftigster innerer Gährung begriffen. Das alte Reich verfiel, die alte Kaisermacht war gebrochen. Die weltlichen und geistlichen Grossen schalteten und walteten, wie es ihnen gefiel. Sie konnten es, denn sie waren die wirtschaftlich Mächtigen. Die Ausweitung der Grossgrundherrschaft zu Territorien, die Umwandlung der privatrechtlichen Beziehungen zwischen Grossgrundherren und den sozial schwächeren Klassen in staatsrechtliche ging damals ihrer Vollendung entgegen. Sie war das Ziel des Entwicklungsprozesses, welcher seit der ökonomischen Umwälzung des 12. und 13. Jahrhunderts die deutsche Wirthschaftsgeschichte beherrscht. Seit dem 12. und 13. Jahrhundert beginnt jene Zwiespältigkeit im wirtschaftlichen Leben der Nation, welche später in dem scharf in Frage tretenden Gegensatz von Stadt und Land, dessen Wirkung wir heute mehr noch denn je empfinden, ausgeprägt wird. In den Städten entwickeln sich zu rasch die Klassengegensätze zwischen Patriziat und Handwerk, die in den Kämpfen des späteren Mittelalters ihren Ausdruck finden. Während dieser Kämpfe schon und gleich nach ihrem Abschlusse begegnet uns auch bereits eine Klasse von Nichtsthätigen, ein Proletariat, dessen Zahl zur Zeit der Bauernkriege noch gering ist, das sich aber dort bereits fühlbar macht.

Auf dem Lande war mit dem momentanen Aufschwunge der Bauernschaft im 12. und 13. Jahrhundert ein Niedergang der kleineren Grundherrschaft Hand in Hand gegangen. Damit war für die grossen Grundherren der Moment gekommen, ihre wirtschaftliche Ueberlegenheit energisch fühlbar zu machen. Der Klassengegensatz zwischen hohem und gemeinem Adel, weltlichem wie geistlichem, trat in Erscheinung, um zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit einer völligen Niederlage des niederen Adels zu enden. Bei den Bauern ging die gute Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts mit dem Verfall der Hufenverfassung, welcher im 14. Jahrhundert scharf einsetzt, dahin. Waren sie bis dahin in der Lage gewesen, aus dem Zustande der Grundhörigkeit, in den mit dem 10. Jahrhundert die Klassen der ursprünglich Freien und Unfreien aufgingen, sich empor zu arbeiten, ihr Abhängigkeitsverhältniss stets freier zu gestalten und theilweise sich zu vollständig freien Pächtern zu machen, so erfolgt nun ein gewaltiger Rückschlag, der noch verschärft wird durch ein beständiges Sinken der Preise für die landwirtschaftlichen Produkte. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts war auch die Klasse der hofhörigen Leute ohne Eigen, die aber noch nicht an die Person des Herrn gebunden waren, beständig im Wachsen, und losgelöst von der Scholle, sanken sie in kurzer Frist zur persönlichen Gebundenheit, zur Leibeigenschaft herab. Während nun die Grundholden immer mehr verarmten, wurden sie diesen Leibeigenen, denen der Herr meistens ein kleines Landeigen verlieh, immer ähnlicher. Damit wird auch eine Umwälzung ihrer bisherigen Beziehungen zur Grundherrschaft angebahnt. Immer mehr werden sie wie Leibeigene behandelt, und ein rücksichtsloser Druck beginnt auf ihnen zu lasten, der um so schwerer fühlbar wurde, als die Verhältnisse sich ohnehin dauernd verschlechterten. In der Ausbeutung der Bauern thaten es die Klassen, die an ihrem Marke saugten, Fürsten, Adel, Geistlichkeit und Städter — auch diese hatten zahlreiche zinspflichtige Bauern, in deren Gülten sich die herrschenden Familien theilten — einander zuvor, und so stieg in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Last bis zur Unerträglichkeit. Waren schon früher bald hier bald dort Unruhen der Bauern

ausgebrochen, so kam es im Frühjahr des Jahres 1525 zu einer gewaltigen Volksbewegung. Die Bauern rotteten sich zusammen, und mit den Waffen in der Hand erhoben sie ihre Forderungen. Lagen die anderen Stände im Reich, Fürsten, Adel und Geistlichkeit und die Städter untereinander im Hader, ein Interesse hatten sie gemeinsam, die Ausbeutung der Bauernschaft. Was daher von Städtern und Adeligen der Bauernbewegung sich anschloss, that es nur nothgedrungen, und war von vorn herein zur Verrätherrolle designirt. Nur das Proletariat in den Städten, gering an Zahl, wie die Deklassirten des Adels, Ritter, von deren Ahnenburgen der Volkswitz sagte:

Ein Haus auf drei Stützen,

Wer vorn herein kommt, kann hinten nicht sitzen,

die als Raubritter und Landsknechtsführer ein wildes, ruheloses Dasein führten, konnten es von wahren Herzen mit den Bauern halten. Und ferner: Das Ziel der Bauernbewegung war ein unmögliches. Die durch freien Besitz gewährte Freiheit des gemeinen Mannes verlangen, die Konsequenz aller ihrer Forderungen, hiess das Ende der ständischen Entwicklung proklamiren, den wirthschaftlichen Prozess der letzten Jahrhunderte annulliren. Die Aufgaben, die im 16. und den folgenden Jahrhunderten ihrer Lösung harften, konnte nur der ständische Staat bewältigen. Nur in ihm konnte der gesellschaftliche Reichthum eine Höhe erreichen, dass Produktion auf erweiterter Stufenleiter und damit eine reichere Kultur möglich ward. Darum war der demokratische Volksstaat des 6. bis 9. Jahrhunderts durch die wirthschaftliche Entwicklung zum ständischen Staat geworden; dem demokratischen Volksstaat, wie ihn die Bauern erstrebten, wäre ein glückliches Schicksal beschieden gewesen. Das Höchste, was sie hätten erreichen können, war die Einheit der Nation unter dem deutschen Kaiser, für die damalige Zeit ein einfach selbstverständliches Korrelat des demokratischen Volksstaates, und daher die politische Ausdrucksform ihrer sozialen Forderungen. Aber dann hätte der deutsche Kaiser den Charakter als germanischer Stammesfürst, als Vertreter des demokratisch auf gleicher wirthschaftlicher Grundlage organisirten Volkes, der seinem Amte ursprünglich zu Grunde lag, niemals unter dem Druck der wirthschaftlichen Entwicklung völlig und definitiv abgestreift und wäre der absolute Monarch geworden, zu dem jeder der Territorialfürsten sich später ausbildete, die krönende Spitze einer ständischen Gliederung. Erst der Kapitalismus, welcher den Feudalstaat über den Haufen warf, welcher gar einer grossen Masse Besitzlosen das immer kleiner werdende Häuflein der Besitzenden gegenüber stellt, schafft durch diese soziale Nivellirung wieder die Möglichkeit der sozialen Gleichheit und damit die Bedingung für die Existenz des demokratischen Volksstaates.

Aber gerade darum, weil wir in der Epoche leben, nach deren nahendem Abschluss uns als reife Frucht in den Schooss fallen wird, was unser Volk damals in vergeblichem Ringen zu erkämpfen suchte, ist jene Zeit für die Gegenwart so interessant, doppelt anziehend für proletarisches Fühlen.

Aus der wilden Gährung, dem kühnen Streben dieser Tage hebt sich eine Gestalt in schlichter Heldengrösse ab — Florian Geyer von Geyersberg. In ihm gewinnt die Bewegung der Bauernkriege gewissermassen Leben und Körper, sein Schicksal personifizirt das des Aufstandes: das kraftlose Scheitern dieses wird in ihm zum tragischen Untergang. Was war er? Warum weihte er sich, einem alten Rittergeschlecht entsprossen, mit Herz und Seele der Sache des Bauern? Die Geschichte weiss wenig darauf zu antworten, aber die Sage feiert ihn als Helden des armen, schwachen und unterdrückten Volkes. Wann war je eine Gestalt geeignet, die dichterische Phantasie zu erregen als er, der Träger einer Bewegung mit grossem, aber

unerreichbarem Ziel, der deklassirte Führer einer unterdrückten Klasse! Und dazu dieser gewaltige Hintergrund einer grossen, gährenden Zeit, in welcher die Klassen-gegensätze scharf und blutig aufeinanderprallten! Was konnte mehr einem Dichter locken?

Es war ein kühner Wurf, als Gerhart Hauptmann vor mehreren Jahren sich an die Bearbeitung dieses imposanten Stoffes machte, und wohl niemals ist eine Premiere mit grösserer Spannung erwartet worden, als die seines „Florian Geyer.“ Wohl nie ward aber auch eine grössere Enttäuschung erlebt. Es ist schmerzlich, dies dem Dichter der „Weber“ zu sagen, aber es muss heraus: er ist an seiner Aufgabe glatt gescheitert, in Anlage und Aufbau ist sein Werk durchaus verfehlt.

Von den inneren Triebkräften der grossen Bewegung vermag er uns fast nichts aufzuweisen, sondern er löst die Handlung ziemlich ausschliesslich in eine Reihe zum grossen Theil rein äusserlicher Handlungen auf, ohne dahinter das wirkliche Wesen der Vorgänge erkennen zu lassen. Nur im Vorspiel und dem am besten gelungenen ersten Akt schimmern unter den politischen und religiösen Verkleidungen die Klassen-gegensätze und Klassenbestrebungen ein wenig durch. Aber auch hier bleibt es bei geringen Ansätzen. Und da es ihm nicht geglückt ist, uns hinter die Dinge in das geheime Räderwerk der sozialen Entwicklung blicken zu lassen, ist es auch ganz natürlich, dass er uns nicht klar zu machen vermag, warum der Aufstand scheiterte und scheitern musste, und nicht im Stande ist, die ganze, grosse Tragik dieses Vorganges zu enthüllen. Folgt man Hauptmann, so sind die eifersüchtige Zwietracht und Unfähigkeit der Bauernführer, die Zuchtlosigkeit im bäurischen Lager, Götzens Ver-rath u. s. w. die Gründe für den elenden Zusammenbruch der Bauernsache. Damit sinkt seine Auffassung auf einen Punkt, den selbst die bürgerliche Geschichtsschreibung schon längst hinter sich gelassen hat. Von einem solchen Standpunkte aus war es unmöglich, einen Florian Geyer zu gestalten. Dass Hauptmann so wenig die innerlich treibenden Kräfte der Zeit zum Ausdruck gebracht hat, mag zum Theil auch darin seine Ursache haben, dass er gewissermassen mit dem letzten Akt des Trauerspiels, der Belagerung des Frauenberges bei Würzburg, einsetzt. Von hier ab drängen sich die rein äusserlichen Ereignisse in so rascher Folge, dass für die innere Entwicklung wenig Raum übrig bleibt. Vielleicht wäre er besser gefahren, hätte er die Handlung in den ersten Tagen des April beginnen lassen, als Florian Geyer mit der schwarzen Schaar zum hellen Haufen des Odenwaldes stiess. Sicherlich wäre er aber dann seinem Helden gerecht geworden.

Florian Geyer, wie ihn Hauptmann uns vorführt, ist nicht der Mensch, menschliche Theilnahme zu erwecken und festzuhalten. Es ist Hauptmann völlig missglückt, gerade ihn klar heraus zu arbeiten und zu einem in sich geschlossenem Charakter auszugestalten. Gerade er ist vielmehr die einzige total verzeichnete Figur des Stückes. Wenig an That-sachen haben Geschichte und Sage über den Ritter berichtet, um so freieres Spiel hatte hier die Phantasie des Dichters. So ungebunden die dichterische Erfindung in Bezug auf einzelne That-sachen aber auch sein mag, einem Charakter aus einem Guss ohne Sprünge und Risse muss sie auf die Füsse stellen. Bei Florian Geyer, dem Helden der Bauernkriege, waren ausserdem gewisse Züge von vornherein gegeben, Thatkraft, Entschlossenheit, kühles, überlegtes Urtheil, Klarheit des Willens und des Handelns, wenn anders er nicht der Grösse entkleidet werden sollte, deren er als Träger der grossen Bewegung nicht ent-rathen konnte. Mochte der Dichter mit einzelnen That-sachen nach seinem Belieben umspringen und schalten, dieser Grundton im Charakter Geyers musste festgehalten werden. Gerade das hat

Hauptmann nicht gethan, und das ist der erste und schwerste Fehler in der Charakterzeichnung seines Helden. So getreulich Hauptmann sich im Allgemeinen an die rein äusserlichen Ereignisse hält, so sorgsam er alle Nachrichten der Quellen über Florian Geyer registriert und fast kritiklos neben- und übereinander häuft, so wenig hat er verstanden, was ihm der Stoff selbst zur Charakterisirung Geyers von selbst aufdrängte.

In Hauptmann's „Bühnenspiel“ wirft Florian Geyer, als er in Rothenburg von dem erfolglosen Sturm auf den Frauenberg hört, die Rüstung von sich; entmuthigt und verzweifelnd will er ins Kloster. Das hätte der wahre Geyer nie gethan. Der hätte sich auch nicht von dem so wichtigen Schauplatze im Lager bei Würzburg verschicken lassen, blos um zwei Feldschlangen aus Rothenburg zu holen, sondern ginge, um die wichtige Stadt und mit ihr das nothwendige Feldgeschütz in bäurische Gewalt zu bringen. Mit dem Würzburger Sturm und der Böblinger Schlacht war die Macht der Bauern auch nicht im Entferntesten gebrochen, noch standen mehr Bäurische im Feld, als der Truchsess an Knechten werben konnte. Daber ist es natürlich, dass der wirkliche Florian Geyer auch ruhig dem Schweinfurter Landtag beiwohnt, und dann von dort nach Rothenburg zurückkehrt, um mit einer Legation des Markgrafen Kasimir zu unterhandeln. Bei der ersten Nachricht von der Nähe des Truchsess mit dem bündischen Heere jedoch wirft er sich sofort aufs Ross und eilt in ununterbrochenem Ritt gen Würzburg, an die Stelle der Noth und Gefahr. Aeusserlich sind die Handlungen bei Hauptmann's Geyer die gleichen. Auch er geht von Rothenburg zum Schweinfurter Landtag, aber woher ist ihm die Sinnesänderung plötzlich gekommen? Er thut dort nichts, als über geschehene Dinge lange Reden halten, die Bauernführer ob ihrer Zwietracht und Unfähigkeit anklagen und schelten. Von Schweinfurt, wo er den Verfall der Bauernschaft auf seinem Gipfel mit eigenen Augen gesehen, reitet er dann wieder zurück nach Rothenburg, zu keinem anderen Zweck, als ein paar Fähnlein Knechte zu holen! In der Geschichte hat Geyer auf seinen diplomatischen Reisen dort wenigstens noch wichtige Aufgaben zu erledigen, bei Hauptmann aber reitet er hin und her aus purer Kopflosigkeit. Hat Hauptmann sich bisher streng an die geschichtlichen Ereignisse gehalten, wenn er auch ihren inneren Zusammenhang preisgibt, statt ihn genauer aufzuzeigen, so verlässt er den geschichtlichen Boden im vierten Akt, wo er Geyer bereits in Rothenburg die Vernichtung des Götz'schen Heeres bei Königshofen erfahren lässt. Geyer hat in Wirklichkeit vor seiner Niederlage bei Ingolstadt von der Königshofener Schlacht nichts erfahren; in der That wäre ein so geschickter und kriegsgeübter Führer wie er nicht auf offenem Felde unvorbereitet den Haufen des Truchsess in die Arme gerannt, hätte er nicht zwischen sich und den Bündischen noch Götzens Heer geglaubt, dem er zu Hilfe eilen wollte. Indessen wäre das eine poetische Lizenz, über deren Berechtigung sich streiten liesse, wenn auch die zwingende Motivirung dafür fehlt.

Der Grundfehler Hauptmann's in der Charakterzeichnung seines Geyer wäre somit zur Genüge erörtert; einige andere Punkte seien noch weiterhin kurz berührt. An Geyer's Persönlichkeit ist einer der am meisten interessirenden Züge seine Verwandlung aus einem Ritter aus altem Geschlecht in einen Bauern mit Leib und Seele. Hauptmann macht uns mit der Thatsache bekannt, aber in die innere Entwicklung seines Helden lässt er uns auch nicht durch ein Spältchen schauen. Ist Geyer aus himmelstürmendem Idealismus dazu gekommen, seine Klasse abzustreifen, oder in ruhiger, kühler Ueberlegung aus anderen Gründen, vielleicht aus der Erkenntniss der Schwäche seiner Klasse gegenüber dem Territorialfürstenthum? Oder hat er sich etwa bereits zu der Ansicht durchgerungen, dass erst das Aufhören der Klassenunterschiede

Wohlfahrt dem Reiche schaffen werde? Ist er deshalb vielleicht so radikal mit der Zerstörung von festen Schlössern, kehrt er deshalb die Forderung der allgemeinen Gleichheit — „auch der Edelmann soll nur eine Thür haben wie der Bauer“ — so hervor? Oder ist gar etwas Wahres an dem, was seine Feinde behaupten, dass er mit König Franz und Herzog Ulrich die Karten gemischt, ehe das Spiel sich anhub? Er giebt zu, von den Franzosen Geld genommen zu haben, anscheinend, um die Schwarzen zu werben. Hauptmann lässt einem die Wahl. Ferner: Ist Florian Geyer der unerschrockene Realpolitiker, der „die Winde nützet, wo sie wehen“. der „mit nichten immer geradeaus schiffet, nur dass er sich selbst gleich hält und dem Ziele treu bleibt“, ist er das, warum fasst er nicht zu, als ihm das Schicksal die Obmacht im bäurischen Lager in die Hand giebt, und ein fester Griff genügt, ihn zum Herrn der bäurischen Schaaren zu machen, um die gute Sache zum besten Ausgang zu wenden? Das eine passt schwer zum anderen.

Weniger bedeutsam, aber ebenso unverständlich ist es, dass Geyer bei Hauptmann verheirathet oder verlobt ist. Weib und Kind lässt er aber, der bestgehasste und gefürchtete Bauernführer, schutzlos im Lande herumstreifen, ohne sich viel um sie zu kümmern, während er der kätzchenhaften Zigeunerin, zu der die „schwarze Hofmännin“ bei Hauptmann geworden, gelegentlich eine Zärtlichkeit schenkt. Weshalb? — Dass Florian Geyer, so wie ihn Hauptmann gestaltet hat, im Rahmen des Stückes viel zu sehr zurücktritt, ja, dass er eigentlich überhaupt aufhört, ein Träger zu sein, obwohl es seinen Namen führt, das ist eine natürliche Folge des Missgriffs in der Charakterisirung und des Aufbaues dieses „Bühnenspiels“.

Damit kommen wir zu einem schweren Fehler der Hauptmann'schen Arbeit. Hauptmann hat seinen Florian Geyer „Bühnenspiel“ genannt, und damit von vornherein gesagt, dass man kein Drama zu erwarten habe. Nun ja, alle Arten sind erlaubt, nur nicht die langweilige. Hauptmann's „Bühnenspiel“ wirkt aber ermüdend, und zwar deshalb gerade, weil ihm das dramatische Element eben fast völlig fehlt. Die Kunstgattung „Bühnenspiel“ ist ja wohl eine neue; ich weiss nicht, ob man Hauptmann's Stück als ein Typus dieser ansehen darf. Dann aber, so glaube ich, wird man den „Bühnenspielen“ keine grosse Zukunft prophezeien können. Diese lose Aneinanderreihung von Szenen ohne organische Verbindung, aus der man mit Bequemlichkeit eine ganze Reihe fortlassen kann, während man beliebige andere einreicht, ist nicht im Stande, zu fesseln, so glücklich das Einzelne gerathen sein mag. Betrachten wir z. B. das Vorspiel. Es ist in sich ein wunderschönes Stück Arbeit. Mit lebendiger Kraft wirft es uns mitten hinein in die Wellen; der Geist der Zeit weht uns mächtig entgegen. Aber was thut es in dem „Bühnenspiel“ „Florian Geyer“? Was hier an Exposition gegeben, wird zum Theil im ersten Akt wiederholt, oder hätte müheles hier angebracht werden können. Freilich wäre es schade darum, wenn ein so prächtiges szenisches Gebilde begraben worden wäre. Aber welchen logisch nothwendigen Zusammenhang hat es in seiner gesammten Ausdehnung mit dem Ganzen? Und nun erst der ganze dritte Akt. Er bringt die Handlung um keinen Schritt weiter. Dass die Bauernführer neidische und unfähige Schelmen sind, dass im bäuerischen Lager die Auflösung immer grösser wird, wissen wir zur Genüge aus dem ersten und zweiten Akt; der Entschluss Geyer's, nach Würzburg zu gehen, wiederholt sich im vierten Akt. Würde der dritte Akt ganz gestrichen werden, kein Mensch könnte ihn vermissen. Und was wollen ferner Szenen, wie die der alten Frau mit ihrem geblendeten Sohne im dritten Akt? In welcher organischen Verbindung steht sie mit der Handlung? Man weiss ja bereits, dass Kitzingen vom Markgrafen genommen. Nun gar die Scene im fünften

Akt, wo Schäferhans die gefangenen Bauern in den Saal schleppt, um sie dort von den betrunkenen Rittern misshandeln zu lassen! Worin liegt die innere Berechtigung dieser Scene? Sie kann wegfallen, ohne dass Jemand eine Lücke empfinden würde, sie kann durch jede andere beliebige Gräuelszene ersetzt werden. Die vollständige Zusammenhanglosigkeit der dargestellten Rohheit mit der Handlung, die scharf und für Jeden sichtbar zu Tage trat, mag auch wohl in erster Linie den Anstoss zu dem bekannten Theaterskandal gegeben haben, nicht das Abstossende der Scene selbst, für das sich in vielen anderen Dramen Parallelstellen finden liessen. Damit sei übrigens dieser Skandal keineswegs nur irgendwie entschuldigt. Die Rohheit der Bourgeois, mit lärmenden Zwischenrufen, Pfeifen und Zischen einem verdienstvollen Dichter, fleissigen Schauspielern, die ihr bestes Können einsetzen, entgegen zu treten, war wahrhaftig grösser als die auf der Bühne; sie wussten als natürliche Reaktion den Beifall aller anständigen Leute im Theater hervorzurufen, auch derer, welche nichts für das Stück übrig hatten.

Trotz aller Mängel und Schwächen, aber kann man dem Werke Hauptmann's seine Sympathien nicht versagen. Was ihm als Ganzen abgeht, das ersetzt es durch reiche Schönheit im Einzelnen. Gestalten wie Löffelholz und Tellermann stehen hinter dem Besten in unserer Litteratur nicht zurück, und eine Scene wie „Der Tod Florian Geyer's“ sucht ihres Gleichen an Grossartigkeit und wilder Kraft. Hier reckt sich Geyer in wahrer Heldengrösse empor, in starkem Trotz dem übermüthigen Geschick entgegen, das ihn fällt und unter ihm alles Streben und Hoffen der Bauernbewegung begräbt. Und hätte Hauptmann alles verfehlt, eines allein würde seinem Werke bleibenden Werth verleihen: In keinem anderen historischen Drama der deutschen Litteratur ist der grosse äussere Charakter der Zeit so getroffen, wie in Hauptmann's „Bühnenspiel“, hauptsächlich durch das Mittel der kernigen und wahrhaft erquickenden frischen Sprache.

Bei einem Gesammurtheil über das Stück wird jedoch dieses alles wenig in die Waagschale fallen. Die grosse Bewegung der Bauernkriege harret noch ihres Gestalters, der Sang von Florian Geyer ist noch nicht gesungen. Noch ist er nicht auferstanden ein Geist der Rache und des Zornes, und die schöne Barbara von Grumbach muss noch weiter klagen um ihn, wenn des Nachts im Mondenschein die Nebel wallen und das Känzlein schreit.

Erich Rother.

Die Bedeutung der Nationalökonomie für die Frauenerziehung.

Zu einem Vortrage von Dr. Sophie Daszynska.

Von Berthold Heymann in Berlin.

In einer öffentlichen Versammlung des Vereins Frauenwohl hielt Frau Daszynska am 7. dieses Monats einen Vortrag über „die Bedeutung der Nationalökonomie für die Frauenerziehung“, der uns zu einigen Bemerkungen anregt.

Von allen Wissensgebieten, führte die Referentin aus, wird die Volkswirtschaft den Frauen zuletzt zugänglich. In einer Unterhaltung mit Frauen werden meist ästhetische Themata, Volkswirtschaft und Sozialpolitik aber nur in den allerseltensten Fällen zu einer ernsthaften

Erörterung gelangen. Hieran ist die falsche Erziehung der Jugend Schuld, sowie die aus der gesellschaftlichen Rechtlosigkeit und der juristischen Unmündigkeit entspringende Passivität der Frau im öffentlichen Leben. Die Wohlthätigkeit ist die einzige und zudem recht mangelhafte Bethätigung der Frau im öffentlichen Leben.

Zu der dringend gebotenen Abänderung dieses Zustandes ist der Appell an das persönliche Interesse der Frau der richtigste Weg. Nun ist aber die Frau in beiden Haupttheilen des wirthschaftlichen Lebens, in der Produktion wie in der Konsumtion, aktiv thätig. Seit durch die Entwicklung der Grossbetriebe die Herstellung der einfachsten Produkte durch die früher übliche Hausarbeit, als zu kostspielig und zeitraubend, überflüssig wurde, ist die Zahl der weiblichen Arbeiter andauernd gestiegen. Immer mehr Frauen aus dem Mittelstande wurden in diese Produktionsthätigkeit hineingezogen. Die Menge der für diese moderne Produktion verfügbaren weiblichen Arbeitskräfte wurde noch erheblich erhöht durch den Umstand, dass die häusliche Thätigkeit der Frau auf dem Gebiete der Konsumtion, d. h. die weibliche Arbeit in Küche und Kammer, durch die moderne Nahrungsmittelfabrikation immer mehr herabgemindert wurde.

Des Weiteren versuchte die Referentin einen meines Erachtens etwas verunglückten Beweis dafür zu erbringen, dass die Frauen befähigt seien, den gesammten Prozess des gesellschaftlichen Lebens zu erfassen. Die Vortragende wies auf die vorzügliche Thätigkeit von Beatrice Webb, Florence Kelley und einiger anderer amerikanischen Frauen hin und führte ferner die Thatsache an, dass einige Regierungsjahre der Elisabeth, Maria Theresia und Katharina II. eine glänzende Zeit für ihre Länder gewesen sind. Ganz abgesehen davon, dass es sich bei den Angeführten eigentlich nur um die vorzügliche Erfüllung administrativer Funktionen handelt, kann das Beispiel einiger weniger hervorragenden Frauen meiner Ansicht nach nicht als Beweis für das Erkenntnisvermögen des ganzen Geschlechts herangezogen werden.

Trefflich führte Frau Daszynska dann ferner aus:

Die Frau wird durch ihre mangelhafte Theilnahme am politischen Leben und die geringe Beschäftigung mit den gesellschaftlichen Zuständen, mit der Presse etc. in eine Isolirtheit gedrängt, die sie unfähig macht, den Zusammenhang zwischen dem Einzelinteresse und dem der Gesamtheit zu erkennen. Diese Isolirtheit ist auch die Ursache des tadelnswerthen Familienegoismus der Frauen. Ihnen die Bekanntschaft mit den Verhältnissen der umgebenden Welt zu vermitteln, ist daher eine der hauptsächlichsten Pflichten. Die bisherige Frauenbewegung — womit augenscheinlich nur die bürgerliche Frauenbewegung gemeint war — hat den Zusammenhang zwischen Frauenfrage und sozialer Frage nicht genügend erfasst. Es ist nothwendig, dass die Allgemeinheit der erwerbsthätigen Frauen die Ziele der Frauenbewegung kennen lernt. Unter den heutigen Verhältnissen müssen die Frauen, um für sich Vortheile und allgemeine Besserstellung zu erlangen, eine Kampfpartei bilden und, um erfolgreich zu kämpfen, die wirthschaftlichen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens kennen lernen. Durch

die zunehmende aktive Betheiligung der Frau an der Produktion hat sie ein wachsendes Interesse, Näheres über sämtliche Elemente des Lebens zu erfahren. So wäre für sie eine Kenntniss der Bevölkerungsfrage von grosser Wichtigkeit. Sie müsste wissen, dass eine zu grosse Bevölkerung kein Nutzen für ein Volk ist, sondern eine Last für das persönliche und öffentliche Leben, dass es richtiger ist, wenige gut ernährte und erzogene Kinder zu haben und so der Kindersterblichkeit entgegen zu wirken, als gedankenlos immer mehr Kindern das Leben zu geben.

Zu bedauern ist, dass die Referentin an dieser Stelle die sonst so angenehme Objektivität ihres Vortrages aufgab, um eine schwanke Theorie erfolgreicher zu vertreten.

Die Frau, fuhr die Vortragende dann fort, hat weiter zu erkennen, dass die Betheiligung einer grösseren Zahl von Familienangehörigen an der Erwerbsthätigkeit die Stellung der Familienmitglieder zu einander bedeutend verändert und den früher so engen und autoritativen Zusammenhang der Familie wesentlich gelockert hat. Die Erkenntniss der wirthschaftlichen Dynamik wird den Kampf der Frauen fördern, denn der Kampf darf nicht einzeln geführt werden, sondern muss organisirt sein. Das Interesse der Arbeiterinnen ist identisch mit den Interessen der gesamten Arbeiterklasse und das Bewusstsein von dem Zusammenhang des Einzelinteresses mit dem der Gesamtheit wird dem Kampf das für den Erfolg erforderliche Zielbewusstsein geben.

Den Schluss des Vortrages bildete die Ankündigung, dass das obige Referat die Einleitung wäre für einen auf ein Jahr berechneten Unterrichtskursus, in dem den theilnehmenden Frauen und Mädchen das gesammte Gebiet der Nationalökonomie durch die Referentin zugänglich gemacht werden sollte.

Dazu seien uns einige Bemerkungen erlaubt.

Das Publikum, an welches sich die Referentin wandte, waren die 150—200 erschienenen Mitglieder und Gäste des Vereins „Frauenwohl“. Und welcher Art war dieses Publikum? Es war das unangenehmste Publikum, das sich Jemand, der ernst genommen und wissenschaftlich gründlich sein will, nur denken kann. Es machte in seiner Allgemeinheit einen nicht nur interesselosen und gelangweilten Eindruck, sondern liess auch nur zu deutlich die Gemischtheit der Interessen erkennen, die die Einzelnen zusammengeführt hatte. Von jener blasirten Gattung, der es um nichts zu thun ist, als einen Abend todzuschlagen, bis zu dem koketten Backfisch, der es interessant findet, durch die Mitgliedschaft im Frauenverein als emanzipirt zu gelten, waren alle Abstufungen kleinlicher Wichtigthuerei und geistiger Unbedeutendheit zu finden.*)

Einen weniger unangenehmen, aber mehr spasshaften Eindruck, wie dies Banausenthum des Publikums, rief die redselige Pathetik der Vorsitzenden, der Frau Schulrath Minna Cauer, hervor. Unwillkür-

*) Nur eine Beobachtung statt vieler: Sassen da drei Damen, anscheinend Grossmutter, Mutter und Tochter, welche zuerst ihrer Langeweile durch lautes Schwatzen und ihrem feinen Verständniss durch zart-weibliche Worte wie „Quatsch“, später durch resignirtes Ausnaschen einer riesigen Düte Pfeffermünzplätzchen Ausdruck gaben!

lich kommt man auf den Gedanken, dass die gernegrosse Kleinlichkeit der ganzen Sache in der Person der Vorsitzenden einen würdigen Ausdruck gefunden hat.

Wenn man einen ernst strebenden Menschen sich ein hohes Ziel stecken sieht und ihm gleich im Beginn zurufen muss: Halt ein, Du verlierst den Boden der Wirklichkeit unter den Füssen, Du glaubst, ein grosses fruchtbares Feld zu besäen, aber Deine Augen sind nach oben gerichtet und Du siehst nicht, dass der Weg hart und steinig ist, auf dem Du wandelst! so erfüllt aufrichtiges Bedauern den unparteiischen und leidenschaftslosen Beobachter, denn er sieht Sisyphusarbeit verrichten. Und Sisyphusarbeit ist die Thätigkeit der Frau D. vor solchen Schülern.

Frau Sophie Daszynska sagt: „Die Allgemeinheit der erwerbsthätigen Frauen muss die Ziele der Frauenbewegung kennen lernen“, und wendet sich an die wirtschaftlich unthätigen Damen vom „Frauenwohl?“. Sie predigt: „Die Frauen müssen eine Kampfpartei bilden“ und „die Interessen der Arbeiterinnen sind identisch mit denen der gesamten Arbeiterklasse“ und sie wendet sich an die Damen der Bourgeoisie? Sie will durch Verbreitung „der Erkenntniss der wirtschaftlichen Dynamik den Kampf der Frauen fördern“ und spricht zu Frauen, welche gewartet haben, bis man sie verheirathet hat und die Wirklichkeit kennen aus ästhetischen Thees und Kaffeekränzchen?

Sophie Daszynska führt eine stolze Sprache, wenn sie dergleichen kühne Pläne entwirft, und ihre Persönlichkeit ist unseres Erachtens vollauf berechtigt dazu. Dann sollte sie aber auch wissen, wo der Resonanzboden für diese Sprache zu finden ist, dann sollte sie wissen, wo sie auf Verständniss einzig zu rechnen hat. Nicht nur die Interessen der Arbeiterinnen sind identisch mit denen der gesamten Arbeiterklasse, auch die Interessen der geistigen und Handarbeiter sind solidarisch — und wenn sich Dr. Sophie Daszynska mit ihrem Appell an die Frauen des arbeitenden Volkes wenden wird, wenn sie den entrechteten und gedrückten Lohnsklavinnen die Kampfesfreude wird stählen wollen, dann wird sie auf Verständniss, dann wird sie auf Theilnahme rechnen können.

Leopold Jacoby.

Von Bruno Marquardt in Zürich.

Zwei Tage vor Weihnachten wurde der Dichter und Philosoph des Sozialismus Leopold Jacoby auf der Rehalp oberhalb der Stadt und des Sees Zürich bestattet. Drei rothe Fahnen wurden über seine Gruft gesenkt, und eine grosse Anzahl mit rothen Schleifen geschmückter Kränze umkleideten die letzte Hülle des Mannes, der jedenfalls einer der ersten bedeutendsten Philosophen des Sozialismus gewesen, der, mit seinem ganzen Ich der Arbeitersache ergeben, für diese gekämpft und gelitten

hat. Arbeiter folgten seinem Sarge, und Arbeiter sprachen an seiner Gruft. Von Seiten der deutschen Arbeiter war der frühere Drechsler Aug. Bebel erschienen und von den schweizerischen der frühere Webergeselle Robert Seidel, um ihm zum letzten Mal die Verehrung der Arbeiterschaft zu erweisen.

Im Jahre 1840 zu Lauenburg in Pommern als Sohn des jüdischen Kantors geboren, hatte Jacoby schon in der Jugend unter Entbehrungen zu leiden. Denn selbst die kurze Zeit, die ihm als Schulkind in Lauenburg zu verbleiben gegönnt ward, und die er selber seine glückliche Jugend nennt, war doch nur seiner dichterischen Phantasie so herrlich erschienen. Das Gehalt des Vaters reichte kaum zu guter Ernährung der zahlreichen Familie hin. Jacoby kam bald auf das Gymnasium in Danzig, wo er schon als Kind auf seinen Erwerb bedacht sein musste. Freitische und Nachhilfestunden dienten ihm dazu, den Aufenthalt in Danzig zu ermöglichen. Nach Absolvirung des Gymnasiums ging er nach Berlin und studirte Medizin. Seine schwungvollen Reden im Verein für Naturwissenschaften und Medizin sind noch so manchem seiner damaligen Kommilitonen im Gedächtniss; sein ganzes Wesen war schon damals so gewinnend und liebewerbend, dass ihn alle Kommilitonen, mit denen er Umgang gepflegt, auf das Lebhafteste vermissten, als er seine Studien in Marburg zu vollenden willens, von Berlin fortging. Zu jener Zeit stand Leopold Jacoby noch voll und ganz im Ideenkreise des bürgerlichen Liberalismus; seine 1869 herausgegebenen Weinphantasieen, halb in Berlin entstanden und in Marburg vollendet, zeugen ebenso wie das preisgekrönte Lustspiel (1871) davon, dass Jacoby von jener liberalen Toleranz erfüllt war, die dem Manchesterthum so lange die ideologischen Elemente der denkenden Bourgeoisie erhalten hat. In Marburg promovirte er und schickte sich an, das zum Staatsexamen für den Jünger Aesculaps nöthige Wissen sich zu erwerben, als der Krieg 1870 auch den begeisterten Dr. phil. mit sich lockte. Er ging als Freiwilliger mit nach Frankreich und wurde zumeist als Unterarzt verwandt. Vor Paris hatte er eine Zeit lang selbstständig ein Lazareth zu verwalten.

Hatte sich schon während des Krieges die hohe Begeisterung für des Vaterlandes Einheit bei dem Dichter, der in seinen Weinphantasieen noch sang:

Es tönt ein Ruf, es tönt ein Wort
In tausend Herzen fort und fort,
Bald lauter und bald leiser:
Dass unsere Noth zu Ende sei,
Komme Du bald, o Kaiser,

herabgemindert, so war ein anderes Ereigniss von noch dauernderem Werthe für die Entwicklung Jacobys. Eines Tages auf Urlaub in Paris sah er, wie eine Menge Volkes heftig gestikulirend vor einem Maueranschlage an der Strassenecke stand und laut den Inhalt lesend, Verwünschungen gegen die Prussiens ausstieß und erklärte, der Aufforderung des Anschlages Folge zu leisten, jeden Prussien, der über die Demarkationslinie ginge, niederzuschossen. Und während Jacoby noch voll war des Ekels über diese brutale Aeussierung des Chauvinismus, sah er

auf der anderen Seite der Strasse einen schlichten Blousenmann herantreten, der mit vollster Ruhe sich die Gruppe anschaute, dann die linke Hand aus der Hosentasche nahm, seine Thonpfeife dem Munde entführte und mit ausdrucksvoller verachtender Gebärde gegen die tobende Menge spie und darauf gleichmüthig wieder von dannen ging. —

Gerade diese kleine Scene war von eminenter Wichtigkeit für den Manchestermann Jacoby. Er selbst schreibt darüber*): „Als ein National-liberaler oder Fortschrittler war ich in den Krieg gezogen, als ein aufwachender Sozialist bin ich heimgekehrt.“ Nach dem Kriege nahm er seine Stellung als Kammerstenograph wieder auf, die ihm wiederum seine Existenz begründen half, wie sie ihm schon seine Studienjahre ermöglicht hatte. In den Parlamenten hatte er die Gelegenheit, unsere Volksvertreter kennen zu lernen; fürwahr, er hat sie trefflich genützt. Das Parlament ist die eine Stätte, an der er die soziale Frage studirte, die Berliner Arbeiterversammlungen die zweite, und die Praxis seines Freundes, des Armenarztes Dr. Max Josef, die dritte. Und die Frucht dieser Studien war der Nothschrei: „Es werde Licht“, der sogar den alten Hoffmann von Fallersleben zu einem eigenhändigen Brief an den Dichter veranlasste.

Da will ich denn nicht einiger Worte vergessen, die Jacoby wenige Wochen vor seinem Tode mir gegenüber äusserte. Er freute sich, dass der „Sozial. Akad.“ so gedeihe, und sagte, dass er gerne an ihm mitwirken würde, wenn seine Krankheit ihn nicht zu sehr hinderte. Nachdem er sich eingehend nach den Verhältnissen des Blattes erkundigt hatte, erzählte er, welch' bitteres Weh es ihm verursacht habe, als er gelesen, dass Jemand im Briefkasten des „Akademiker“ angefragt, wo er denn Jacoby's: „Es werde Licht“ erhalten könne. „Sehen Sie, mein lieber Freund, das ist mein Schicksal, wie Minna Geith es nennt, mein Lebensmärchen, nicht einmal der Buchhändler hat eine Ahnung von dem dunklen Leopold Jacoby, der doch schon an die dreissig Jahre der deutschen Litteratur sein Bestes geweiht.“ In der That hat Madame Kritik fast alle Werke Jacoby's todtgeschwiegen. Bismarck und sein Puttkammer haben allerdings den Werth von Jacoby's Poesien anerkannt, auf der Liste der unter dem „Gesetz“ 1878 verbotenen Bücher war Jacoby's: „Es werde Licht“ No. 1. Den Werth gerade dieses Buches auseinander zu setzen, ist speziell für den Leserkreis des „S. A.“ unnöthig. Nur Karl Henckell's Worte an Jacoby seien erwähnt:

„Du hast zuerst in unseren Tagen

Das Elend dichterisch beseelt.“

Aus Deutschland begab sich der Dichter nach Italien und von dort nach Amerika, von wo er jedoch wieder zurück nach der Sonne Heimath ging. Ueberall mit harter Arbeit sein Brod erwerbend, überall die deutsche Sprache lehrend oder als Berichterstatter mit glühender Begeisterung für der Unterdrückten Sache die politischen Ereignisse verfolgend. In Mailand las er an der Kgl. Akademie zum ersten Male in Italien Goethe's Faust in deutscher Sprache! Dem schwachen Körper

*) Siehe auch: Minna Geith: Leopold Jacoby, ein Lebensmärchen. München, Poessl.

mathete Jacoby zu viel zu. Hatte er am Tage in trockenster Arbeit die Schüler gelehrt, oder an grossen Katalogen für die Buchhändler in dumpfen Bibliothekräumen gefrohndet, dann schuf er in den Mussestunden seine poetischen Werke. Hatte er in „Es werde Licht“ der deutschen Sprache Hochgesang geschrieben, so zeigte er sich auch in den Werken, die er aus der Ferne seinen Deutschen sandte, als Meister deutscher Sprache. Aus Amerika kam die Cunita, ein Werk, das genügte, ihm einen dauernden Platz in der Litteratur zu verschaffen; wenn nicht, ja wenn sich nicht das Lebensmärchen Jacoby's bis auf den letzten Tag consequent erfüllt hätte. Die bürgerliche Kritik nahm das Buch wohl auf, d. h. die Herren Kritiker legten es sorgsam in den Bücherschrank, wo es auffällig noch heute liegt.

Und dann kamen aus Italien*) die herrlichen deutschen Lieder, von denen Ernst Ziel sagt, dass sie ein Novum in der deutschen Litteratur böten, und gewiss ist es ein Novum, wenn das neue Evangelium unserer Tage, wenn die Idee des Sozialismus in die Beziehung der beiden liebenden Herzen gebracht wird, und wenn die Menschheitsfrage verwandelt wird in eine Weltallfrage, und wenn der Sozialismus der Menschen aufgeht in dem Entwicklungsgesetz des Weltalls. Das ist auch der Kern der Philosophie Jacoby's.

Wie der Dichter des Proletariats auch zugleich der Philosoph des Sozialismus war und welche Bedeutung gerade er gewonnen, ergiebt sich auch aus der Stellung, die der Naturforscher Dr. phil. Leopold Jacoby in der Freien Wissenschaft eingenommen. Wenn der Dichter von der Kritik begraben wurde, bevor er gelebt, und wenn auch ein Drama: „Der Uhrmacher von Danzig“ keine Aufführung erlebte, so sind seine Forschungen wenigstens von zwei berühmten Männern anerkannt worden, von Charles Darwin und Rudolf Virchow. Der Erste hat einen Brief an Jacoby geschrieben, als er dessen Werk: „Die Idee der Entwicklung“**) gelesen, und ihm seine Freude darüber ausgedrückt, dass der Dichter seine Entwicklungslehre auf die soziale Frage übertragen. Virchow kennzeichnete gewissermassen den Darwinismus als Vorläufer des Sozialismus, und führte als Beweis Jacoby's damals erschienenenes Werk an, als er in der Naturforscherversammlung zu München im Jahre 1878 den Darwinismus kritisch zu vernichten versuchte.

Auch sonst hat Jacoby noch werthvolle Arbeiten geliefert, so seine Forschung über die Nachahmung der Naturstimmen in der deutschen Poesie und die Untersuchungen über die Aale. So gewissenhaft der Dichter war — studirte er doch Jahre hindurch Alles, was auf Indien Bezug hatte, um seiner Cunita naturgetreues Colorit zu geben, und war ein halbes Jahr Lehrling bei einem Uhrmacher, um das Drama „Der Uhrmacher von Danzig“ fehlerfrei zu gestalten — so peinlich gewissenhaft war er auch als Naturforscher. Vergrub er sich doch ein halbes Jahr in Comacchio zum Studium der Aalfrage! —

*) Deutsche Lieder aus Italien. München, Poessl.

**) Die Idee der Entwicklung. 1878. Zürich. J. Schabelitz.

In Mailand traf Jacoby, als er seines Körpers zu wenig Acht gegeben, auf dem Gange zur Akademie ein Schlaganfall, der ihn längere Zeit auf das Krankenlager warf. Er musste seine Stellung aufgeben und ging, als er sich besser fühlte, nach Zürich. Hier lebte er, wie schon früher, als Berichterstatter deutscher und italienischer Zeitungen, immer kränkelnd und trotzdem stetig weiter arbeitend in künstlerischem Schaffen. Er vollendete seinen dritten Theil der „Entwicklung“, eine Reihe lyrischer Gedichte, die zum Theil alle seine Schöpfungen übertreffen sollten. Die zwiefache Arbeit rieb allmählich den siechen Körper ganz auf, so dass Jacoby schliesslich vom Arzte jedes Arbeiten verboten wurde; ein Verbot, das der Dichter und Arbeitsmann nicht halten konnte und — wollte. Als Arzt wusste er selbst, wie rapide seine Krankheit fortschritt und doch blieb er immer frohen Muthes, stets jenen Humor bewahrend, der den edlen Mann zu einem so geduldigen Patienten und trotz seiner Krankheit zu einem so guten Gesellschafter machte. Wie schalkhaft kam der Merkspruch über den liberalen Professor und Volksvertreter G. noch in den letzten Wochen seines Lebens von seinen Lippen, als er mir von seinen Erfahrungen aus dem Parlament erzählte:

Rudolf Gneist, seht ihn an,
Jeder Zoll — kein Mann!

Mit Jacoby ist auch einer der edelsten Menschen dahingegangen; das ist's, was seinen Verlust so schmerzvoll macht; einen Mann haben wir verloren, der das Gute that, weil er es liebte, weil er selbst gut war. Es war der Vertreter der moralischen Politik, der Frühlingsbote der Zukunft; er, der verkündet:

„Dass auf Erden kommt eine neue Zeit
Und die Wende der Noth
Mit Nothwendigkeit.“

Zur Klarlegung, wie Jacoby selbst seine wissenschaftliche und philosophische Entwicklung auffasste, will ich anschliessend an mein kurzes Lebensbild des Verstorbenen seine eigene „Erklärung“ zur Veröffentlichung bringen:

Bei scharfem Nachdenken erscheinen mir die folgenden drei Thatsachen für mein Wirken und Schaffen bezeichnend und können ein Merkmal abgeben für meine Stellung in der Zeit- und Litteraturgeschichte.

1. Ich habe von meiner Knabenzeit an bis zum Kriege 1870 unbewusst, durch Noth gedrängt und von da ab mit Erkenntniss der sozialen Frage bewusst bis zum Augenblicke, der mich gelähmt niederwarf, täglich wie ein Lohnarbeiter mechanisch gearbeitet — durch Stundengeben oder als Berichterstatter — zur Erhaltung meines Lebens und meiner Unabhängigkeit. Daneben ging fortwährend getrennt mein ideelles Arbeiten, mein künstlerisches Schaffen. Ich habe den Begriff und den scharfen Unterschied des mechanischen und des künstlerisch ideellen Arbeiters im ersten Theil der „Idee der Entwicklung“ klargestellt. — Ich habe mir bei diesem zwiefach gearteten Arbeiten das Beispiel Spinoza's vor Augen gehalten, der Brillengläser schliiff, als er seine Ethik ausarbeitete.

Ich habe dementsprechend über zwei Jahrzehnte hindurch bis vor einem Jahre — mit einer zufälligen Ausnahme bei den Weinphantasieen im Jahre 1869 — für Alles, was ich poetisch oder philosophisch schrieb und schuf, niemals einen Pfennig Geld erhalten, bei den meisten dieser Schöpfungen auch nicht einmal gewünscht. Ich habe so in diesem zwiefachen, scharfgetrennten Arbeiten einen Grundsatz der soziali-

stischen Weltanschauung bewusst durchgeführt. Denn ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, dass in der sozialistischen Welt jeder Mensch sowohl mechanisch — dies für eine nur kurze Zeit des Tages — als auch künstlerisch ideell — dies nach eigener Neigung und nach eigener Bestimmung der Zeitdauer — zu arbeiten so gezwungen als berufen sein wird.

2. Ich bin über zwanzig Jahre lang durch die in der gegenwärtigen Aera des bürgerlichen Niederganges herrschende Litteraturrichtung Deutschlands, mit rührender Uebereinstimmung der führenden Pressorgane fortdauernd niedergeschwiegen worden, was immer ich auch schuf und veröffentlichte. Dies ging so weit, um nur ein Beispiel anzuführen, dass von dem in ungewöhnlich reicher Prachtausgabe erschienenen Werke „Cunita“ in den dreitonangebenden, litterarischen Monatsschriften Deutschlands: „Deutsche Rundschau“, „Westermann's Monatshefte“, „Nord und Süd“, denen, wie anderen Litteraturblättern, das kostbare Werk zugesandt wurde, nie mit einer Silbe Erwähnung geschah. In Folge dessen bin ich in dieser bürgerlichen Welt — nicht in der Welt der Arbeiter — bis heute vollständig unbekannt, ungenannt, todt. Das Todtschweigen meines philosophischen Werkes „Die Idee der Entwicklung“ wurde einmal unterbrochen im Jahre 1878. Professor Virchow hatte auf der Naturforscher-Versammlung in München mit Hinweis auf mein Buch geäußert, dass der Sozialismus bereits mit der Lehre Darwin's wissenschaftlich Fühlung gewonnen habe. In der Erwiderung darauf hielt der Professor Oskar Schmidt aus Strassburg auf der Naturforscher-Versammlung in Cassel 1879 einen gegen die Ideen meines Buches gerichteten Vortrag zur Beruhigung der geängsteten Gemüther, betitelt: Darwinismus und Sozialdemokratie. Dieser Vortrag wird von Friedrich Engels — ich hatte ihm bei Zusendung der zweiten Auflage meines Werkes darüber geschrieben — in seiner Zurschrift als das Oberflächlichste erklärt, was wohl jemals von einem deutschen Professor öffentlich über die soziale Frage geäußert worden ist, für die ihm offenbar selbst die Fähigkeit eines Verständnisses fehlte. Es ist denn auch von den wissenschaftlichen Gegnern des Sozialismus in ihren Streitschriften niemals auf diesen Vortrag Bezug genommen worden.

3. In meinem poetischen Schaffen ist durchweg sichtbar das Bestreben vorherrschend, die Natur zu beseelen, und zwar als beseelt darzustellen nicht aus dem unbestimmten Fühlen eines Lyrikers, sondern aus dem Wissen und der Erkenntniss, die mir mein eifriges Bemühen gewährte, in die Hauptgebiete der Naturwissenschaft: Physik und Naturgeschichte, einzudringen. Mein ganzes naturwissenschaftliches Studium war erfüllt mit dem Herzenswunsch, der mir als Ziel vorschwebte, Anregungen und Anschauungspunkte zu gewinnen zur Verwerthung für die Poesie. So sind die Naturbilder in „Cunita“, in den deutschen Liedern aus Italien entstanden, so auch die mit grosser Liebe ausgearbeiteten Abhandlungen: „Ueber die Nachahmung der Naturstimmen in der deutschen Poesie“ und: „Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin“.

Aber auch meine Stellung zur sozialen Frage und zur Arbeiterbewegung fällt unter diesen Gesichtspunkt. Ich erkenne als das Wesen der sozialen Frage mit klarem, scharfem Bewusstsein ein naturnothwendiges Ergebniss der Darwin'schen Entwicklungslehre. Ich sehe in der Arbeiterbewegung die ersten Keime einer höheren Organisation, der Bildung eines organisirten Menschheitkörpers auf Erden, der sein Leben beginnt mit dem Aufwachen des Menschheitsbewusstseins, und der wirkt und schafft durch planvoll vorgedachte, gesellschaftlich organisirte Arbeit. Das erste Entstehen, das erste Keimen und Wachsen dieses Körpers, dieser organischen Neubildung auf Erden ist das, was wir gegenwärtig als den Kern der sozialen Frage, als das Wesen der internationalen Arbeiterbewegung auf Erden mit unseren Augen sehen. Und die Erhebung auf diese Organisationsstufe, die Entstehung und Bildung dieses organischen Körpers ist von gleichem Werth wie die Erhebung des Menschen aus dem Thierzustande. Ich habe diese Erkenntniss in der Erklärung des Begriffes Organisation philosophisch dargestellt am Schluss des zweiten Theils der „Idee der Entwicklung“, ihre Ausführung soll im dritten Theil erfolgen. Und ich habe dies werdende Naturbild poetisch dargestellt unter anderem zusammenfassend in dem Gedicht: „Idee der Entwicklung“ in den „Weltallsliedern“.

Zürich.

Leopold Jacoby.

Die Röntgen'sche Entdeckung.

Von Dr. A. Ludwig in Berlin.

Man hat die Gegenwart vielfach mit dem Namen: Das Zeitalter der Naturwissenschaften bezeichnet, und doch stehen wir noch erst an der Schwelle der Erkenntniss gerade auf diesem Gebiete. Eine Welt des Neuen und Unerforschten liegt noch vor uns und harret der Entdeckung und Ausbeutung. Auch die Errungenschaften der neuesten Zeit können dies nur bestätigen. Man denke nur an die noch gar nicht in ihre letzten Konsequenzen verfolgte Zerlegung des Stickstoffes, wodurch ganz neue Perspektiven eröffnet und bisher felsenfest bestehende Theorien über den Haufen geworfen werden dürften. Auch die allerneueste physikalische Entdeckung liefert hierzu ein Beispiel, wenn sie auch mit der bisherigen Theorie im Einklange zu sein scheint.

Die Entdeckung des Professors Röntgen hat eine lange Vorgeschichte. Schon 1869 erschien in Poggendorf's Annalen ein Aufsatz von Wilhelm Hittorf über die sogenannten Kathodenstrahlen, und durch die Untersuchungen von Crookes — Anfangs der achtziger Jahre — wurde das Beobachtungsmaterial wesentlich vermehrt. In neuester Zeit haben Hertz und sein Schüler, der Aachener Professor Lenard, sich noch ferner mit dem Phänomen beschäftigt. Man sieht, die Entdeckung schwebt durchaus nicht in der Luft, sondern ruht auf soliden Vorarbeiten. Diese Grundlage nun, auf die Röntgen bauen konnte, wollen wir zunächst eingehender betrachten. In einer mit verdünnter Luft gefüllten Glasröhre zeigte sich nach Hittorf's Beobachtungen beim Durchschlagen des Induktionsfunken am negativen Pol ein bläuliches, matt leuchtendes Licht, welches bei steigender Verdünnung sich immer mehr in der Röhre ausbreitet und diese zuletzt ganz erfüllt. Wo diese Kathodenstrahlen die Glaswand trafen, zeigte sich an derselben lebhafte Fluoreszenz. Ebenso war auch die gradlinige Fortpflanzung der Strahlen, sowie die eigenthümliche Schattenbildung durch die Versuche Crookes' festgestellt, während Hertz die Durchsichtigkeit ganz dünner Metallplättchen für diese Art Licht 1894 konstatirte.

Dies die bereits erkannten Thatfachen, die gewissermaassen das Fundament der Röntgen'schen Entdeckung bilden. In wieweit er neue Bausteine hinzugefügt und was die Wissenschaft ihm in dieser Hinsicht zu danken hat, wird eine nähere Betrachtung seiner Versuche darthun.

Nach dem Dr. Arons'schen Bericht wurde Leuchtfarbe, die sich in der Nähe eines dicht mit Karton verhüllten Geissler'schen Rohres befand, zum Phosphoresziren gebracht, sobald im Innern des Rohres sich Kathodenstrahlen entwickelten, obgleich das Zimmer völlig dunkel war und auch aus der Röhre keinerlei Licht zu der Farbe gelangen konnte. Die Strahlen hatten also die Kartonhülle passirt. Dasselbe Ergebniss zeigte sich, als man eine zolldicke Bretterwand zwischen das Rohr und einen mit Leuchtfarbe bestrichenen Schirm brachte, wohingegen dickere Metallgegenstände die Wirkung sofort aufhoben. Auch Röntgen beobachtete interessante Schattenerscheinungen; da die Strahlen durch Holz unge-

hemmt hindurchgingen, dagegen von Metall, Knochen und anderen dichten Stoffen aufgehalten wurden, so warf ein dazwischengeschobener geschlossener Gewichtskasten auf den Leuchtschirm den Schatten der Metallgewichte, wogegen der des umgebenden Holzkastens nur in schwachen Umrissen erkennbar wurde. Noch frappirender wirkte der Schatten einer dazwischen gebrachten Hand. Von den matten Umrissen hob sich das Skelett in dunkler, deutlicher Zeichnung ab, wobei ein Fingerring um den betreffenden Knochen frei zu schweben schien. Aber alle diese Beobachtungen, so interessant und wichtig sie sein möchten, brachten noch keine wesentlichen Fortschritte gegenüber den bereits vorher bekannten. Das wirklich Neue, das durch Röntgen's Versuche sich ergab, besteht in der Möglichkeit, die Schattenbilder photographisch festzulegen. Es stellt sich nämlich heraus, dass verschiedene Glassorten und Salze durch die Berührung mit den Strahlen ebenfalls in's Leuchten geriethen. Da nun die photographischen Platten sowohl Glas wie andere in dieser Weise leuchtfähige Substanzen enthalten, so lag die Idee nahe, das von Röntgen mit dem Namen X-Strahlen bezeichnete Licht auf photographische Platten wirken zu lassen und dadurch so zu sagen partielle Photographien herzustellen. Die Ergreifung und Weiterbildung dieses Gedankens ist nun das unleugbare Verdienst des Würzburger Forschers und von bedeutender Tragweite. Natürlich stehen wir vorläufig noch keineswegs vor abgeschlossenen Thatsachen. Wenn die Entdeckung eine wirkliche Errungenschaft werden soll, muss sie sowohl wissenschaftlich wie praktisch noch durch umfassende Versuche nach allen Richtungen hin erforscht und in ihrer Verwendbarkeit erweitert werden; aber soviel scheint schon mit Sicherheit festzustehen, dass solche Arbeit keine ergebnislose sein wird.

Die chemische Wirksamkeit der für das menschliche Auge absolut unsichtbaren X-Strahlen könnte zu der Annahme führen, dass man es hier mit den jenseits des sichtbaren Spektrums liegenden ultravioletten Strahlen zu thun habe; jedoch widerspricht dieser Annahme vor Allem das Fehlen jeglicher Brechungs-Erscheinungen. Eher dürfte die Lösung der Frage nach der Natur der Strahlen bei den Fluoreszenz-Erscheinungen zu suchen sein, weil nach Röntgen's Wahrnehmung an der fluoreszirenden Stelle der Geissler'schen Röhre der Ausgangspunkt der Strahlen liegt. Uebrigens charakterisiren sich diese als die lang gesuchten longitudinal schwingenden Wellen, stehen also, wie gesagt, in Uebereinstimmung mit der neueren Theorie; sie gehen durch Flüssigkeiten ungebrochen hindurch und werden durch Prismen nicht abgelenkt.

Ein lebhaftes Interesse giebt sich seit Bekanntwerden der Entdeckung in allen Kreisen der Bevölkerung kund; es wird eifrig experimentirt, und namentlich in Berlin haben die Arbeiten schon zu beachtenswerthen Ergebnissen geführt. Dieser Eifer muss als völlig berechtigt anerkannt werden im Hinblick auf die mannigfache Bedeutung der Sache. Ist es doch etwas Grosses und Unerhörtes, dass der Mensch, der bisher trotz aller Mühe und trotz der grossartigsten optischen Hilfsmittel nur immer die Aussenseite der Dinge, also nur Flächen sehen konnte — so dass gewisse Philosophen noch jetzt das Vorhandensein von Körpern

bezweifeln dürfen — im Stande sein soll, auf einmal wirklich körperlich, der Dinge Innerstes, zu sehen. Welche Aussichten eröffnen sich dadurch für die verschiedensten Gebiete! Gerichtliche Untersuchungen, Prüfungen technischer Art werden erleichtert und sicher gemacht, die in der Erde verborgenen Schätze an Metall und Gesteinen wie durch eine Wünschelruthe dem Blick erschlossen, die Wissenschaft wird Vorgänge beobachten können, die sich im Innern der Körper vollziehen und so der Wahrnehmung bisher entrückt waren. Was aber höher als alles das anzuschlagen ist, das sind die Errungenschaften, die die Medizin und Chirurgie von der neuen Entdeckung zu hoffen haben. Kein noch so kunstvoller Spiegel kann so die verborgensten Theile des menschlichen Körpers am lebenden Organismus dem Auge des Arztes preisgeben, wie es der photographische Apparat mit Hilfe der X-Strahlen verspricht. Wenn nur diese eine Hoffnung sich bewahrheiten sollte, so wäre dies schon Grund genug, die Entdeckung der X-Strahlen, gleichviel, wem das grösste Verdienst daran gebührt, als eine Wohlthat für die Menschheit mit dankbarer Freude zu begrüßen.

Dilemma.

Von J. K. Huysmans.

I.

Das Speisezimmer war behaglich ausgestattet: in der Ecke stand ein Fayenze-Ofen; Rohrstühle mit gedrehten Beinen umgaben den Tisch, und ein schönes Büffet aus altem Eichenholze, Pariser Arbeit, liess hinter den Scheiben seiner Fächer Silbersachen, Nippes-Figuren und ein vollständiges Kaffeegeschir aus weissem, goldumranderten Porzellan sehen, das niemals benutzt wurde. An der Wand hing eine Photographie Thiers, aber das Bild verschwand fast im Dunkeln, denn alles Licht der Lampe warf ihr Schirm auf das weisse Tisch Tuch.

Der Rechtsanwalt Herr le Ponsart und Herr Lambois falteten ihre Servietten zusammen, winkten das Mädchen herbei, welches den Kaffee brachte, und schwiegen still.

Das Mädchen öffnete einen Liqueurkasten aus Polisanderholz und entfernte sich rasch. Herr Lambois warf erst einen misstrauischen Blick nach der Thür, nahm aber dann augenscheinlich beruhigt das Wort.

„Sehen Sie, lieber Le Ponsart“, so begann er, „jetzt sind wir allein, und nun können wir ungestört von der bewussten Angelegenheit sprechen. Sie sind Rechtsanwalt. Sagen Sie, wie steht es mit der „Geschichte vom juristischen Gesichtspunkt aus betrachtet?“

Der Notar zog ein Federmesser mit Perlmutschale aus der Tasche und schnitt die Spitze einer Cigarre ab. Dann erwiderte er: „Ihr Sohn ist ohne Nachkommenschaft gestorben; Bruder, Schwester oder Abkömmlinge von Ihnen sind nicht vorhanden: das kleine Besitzthum, welches er von seiner seligen Mutter hat, muss also nach den Bestimmungen des Paragraphen 746

des Zivil-Gesetzbuches zur Hälfte den Verwandten väterlicher und den Verwandten mütterlicher Seite zufallen; oder anders gesagt, wenn Julius kein schlechter Wirthschafter war, kommen auf Jeden von uns 50 000 Franken.“

„Gut! — Wir müssen aber noch wissen, ob der arme Junge nicht etwa sein ganzes oder einen Theil seines Vermögens einer gewissen Person vermacht hat.“

„Ja, dahinter müssen wir allerdings kommen.“

„Nun,“ fuhr Herr Lambois fort, „lassen wir das zunächst unentschieden, und nehmen wir an, dass Julius ohne Testament gestorben ist und volle 100 000 Franken hinterlassen hat, so bleibt immer noch die Frage zu lösen, wie wir die Kreatur los werden, mit der er zusammen gelebt hat, und — fügte er nach kurzer Ueberlegung hinzu — wie wir das fertig bekommen, ohne dass sie Geld von uns zu erpressen versucht, oder uns durch einen Besuch in das Gerede der Leute bringt.“

„Ja, ja, das ist der springende Punkt; aber ich habe schon einen Plan, wie wir das Frauenzimmer ohne grosse Kosten und ohne Aufsehen los werden können.“

„Was verstehen Sie unter: „Ohne grosse Kosten?“

„Na, höchstens fünfzig Franken!“

„Ohne die Möbel?“

„Selbstverständlich, ohne die Möbel . . . Die werden eingepackt und sind in kurzer Zeit hier.“

„Vortrefflich,“ schloss Herr Lambois die Unterredung und zog seinen Stuhl an den Ofen, auf dessen Gitter er seinen gichtigen, geschwellenen Fuss legte.

Der Rechtsanwalt goss sich ein kleines Glas voll Cognac, führte es langsam an die Lippen und liess den Inhalt mit Kennermiene tropfenweise über die Zunge rinnen.

„Famos!“ urtheilte er. „Immer noch der alte Cognac aus dem Keller des Onkels?“

„Ganz recht; so etwas bekommt man in Paris nicht zu trinken,“ erwiderte Herr Lambois mit Entschiedenheit.

„Das stimmt!“

„Aber,“ begann der Rechtsanwalt von Neuem, „man kann niemals vorsichtig genug sein; sehen wir einmal, bevor ich mich auf den Weg nach Paris mache, zu, was wir Thatsächliches über das Mädchen wissen.“

Da müssen wir sagen, dass ihre Antezedentien uns vollkommen unbekannt sind, dass wir keine Ahnung haben, welcher Zufall Ihren Sohn mit ihr zusammengebracht hat, dass sie nicht die geringste Bildung besitzt, wie aus Orthographie und Styl jenes Briefes klar hervorgeht, den sie an Sie gerichtet hat, und den Sie, wie ich Ihnen rieth, so vernünftig waren, nicht zu beantworten; — im Ganzen sehr wenig Anhaltspunkte.“

„Ja, das ist Alles; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen bereits erzählt habe. Als der Arzt mir schrieb, dass es mit Julius nicht gut stehe, benutzte ich den nächsten Zug, kam nach Paris und fand das Frauenzimmer, das sich bei meinem Herrn Sohne häuslich niedergelassen hatte und ihn pflegte. Julius erzählte mir, das Mädchen sei nur seine Haushälterin. Ich glaubte ihm nicht ein Sterbenswort, aber der Arzt hatte mir gesagt, dass

jede Aufregung für den Kranken tödtlich sein würde, und ich schwieg still. Von Stunde zu Stunde steigerte sich das typhöse Fieber des Kranken, und ich blieb da und duldete bis zum letzten Augenblick die Anwesenheit der angeblichen Wirthschafterin. Sie hat sich übrigens ganz anständig benommen, die Gerechtigkeit muss man ihr widerfahren lassen; dann hat die Beerdigung meines armen Julius, wie ich Ihnen schon erzählt habe, ohne weitere Verzögerung stattgefunden. Ich war durch seinen Verlust sehr mitgenommen, hatte Laufereien aller Art, und so kam ich nicht mehr dazu, sie zu sehen, und ich hatte sie ganz vergessen, als dieser Brief kam, worin sie mir mittheilt, dass sie sich in gesegneten Umständen befinde und um eine kleine Geldunterstützung bittet.“

„Das ist die Einleitung zur Erpressung,“ meinte der Notar nach einer kurzen Pause. „Wie sieht sie denn eigentlich aus?“

„Ein hübsches Frauenzimmer, eine stattliche Brünnette mit nussbraunen Augen und prachtvollen Zähnen; sie ist ziemlich schweigsam, und trotz ihrer unschuldigen und treuherzigen Miene macht sie auf mich den Eindruck einer verschmitzten Person, welche wegen ihrer Schlaueit zu fürchten ist. Sie werden mit ihr zu thun haben, Herr Le Ponsart!“

„Ach was, das Hühnchen muss starke Zähne haben, das einen so alten Fuchs wie mich todbeissen will, und schliesslich habe ich in Paris noch einen alten Freund, einen Polizeikommissar, auf den ich im Nothfall rechnen kann. Mag sie also so gerieben sein, wie sie will, mich soll sie doch nicht klein kriegen; in drei Tagen ist die ganze Geschichte gethan und ich bin wieder hier und werde Sie dann als Lohn für meine guten Dienste wieder um ein Glas dieses vortrefflichen alten Cognacs bitten.“

„Und vergnügt wollen wir ihn dann trinken!“ rief Herr Lambois und vergass für einen Augenblick seine Gicht.

„Dieser kleine Taugenichts,“ nahm er nach kurzem Schweigen das Gespräch wieder auf und begann von seinem Sohne zu sprechen.

„Niemals hat er mir früher Anlass zur Klage gegeben. Er studirte gewissenhaft, kam immer durch die Examen durch und war fast zu menschen-scheu; nie hatte er Freunde und Bekannte. Und niemals hat er Schulden gemacht! Da lässt er sich mit einmal von diesem Frauenzimmer umgarnen, die er, ich weiss nicht wo, aufgefischt hat.“

„So pflegt es zu kommen,“ erwiderte der Notar, der, die Hinterschösse seines Rockes zurückschlagend, sich an den Ofen gestellt hatte und sich wärmte: „Kinder, die zu klug sind, nehmen ein schlechtes Ende.“

„Ja, so ist es,“ fuhr er fort, „sobald sie ein Mädchen kennen lernen, das nicht so frech und aufdringlich wie die anderen ist, dann bilden sie sich ein, sie hätten einen seltenen Fund gethan, und sie stürzen sich Hals über Kopf hinein! Die erste Beste rupft sie nach Herzenslust, und wenn sie so dumm wäre wie ein Schaf und so hässlich wie ein Affe!“

„Nein,“ erwiderte Herr Lambois, „Julius war denn doch nicht der Mann dazu, um sich so beherrschen zu lassen.“

„Ja,“ philosophirte der Notar, „jetzt, wo wir alt sind, will es uns nicht in den Kopf, wie die Jungen sich so leicht von jeder Schürze beschwatzen lassen können; aber wenn man sich so in die Zeit zurückversetzt, wo man noch besser zu Fuss war, ja, ja, da verdrehten uns die Unterröcke auch

den Kopf. Können Sie nicht auch ein Stückchen davon erzählen, lieber Lambois?“

„Nun, vor der Heirath haben wir uns eben amüsirt, wie es alle Welt thut, aber jetzt sind doch weder Sie noch ich so dumm gewesen, um, benennen wir's mal so, in's Konkubinat zu gerathen.“

„Ganz recht, ganz recht.“

Beide lächelten sich an; ihre Jugendstreiche kamen ihnen wieder in's Gedächtniss, und ein Strahl leuchtete in dem erloschenen Auge des Notars auf, während die Lippen Lambois' feucht wurden. Sie hatten gut gegessen und einen alten, dunkelrothen Burgunder getrunken. Sie kamen jetzt darauf, von der Frau nach ihrem Geschmack zu sprechen. Herr Le Ponsart liebte sie klein und üppig. Herr Lambois zog die grossen, etwas mageren vor; er war vor Allem für distinguirte Erscheinungen.

„Ja, distinguirte Erscheinungen,“ sagte der Notar bedeutungsvoll, und in seinem Auge leuchtete es auf, „vor Allem üppig, vor Allem üppig“ ... und er wollte eben seine Theorie der Liebesempfindungen näher auseinandersetzen, als eine Kukuksuhr zu schlagen anhub und ihn störte. „Was,“ rief er, „schon zehn?“ Da ist es Zeit, meine Penaten wieder aufzusuchen, wenn ich morgen früh zeitig genug aufwachen will, um den ersten Zug nicht zu versäumen.“

Er zog seinen Ueberzieher an, und die frische Luft des Vorzimmers kühlte die Wärme seiner Erinnerungen ab. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, und jetzt, wo ihre Visionen verschwunden waren, fühlten sie, wie ihr Hass gegen die Unbekannte wuchs, mit der sie den Kampf aufnehmen wollten, weil sie dachten, dass jene ihnen die Erbschaft ernstlich streitig machen könnte, an die ihnen das Gesetzbuch ein heiliges Recht gab.

II.

Herr Le Ponsart hatte sich vor dreissig Jahren als Notar in Bauchamp, einer kleinen Stadt im Marne-Departement, niedergelassen; sein Vater, dem er im Amte nachgefolgt, und dessen Klientenschaft er übernommen, hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das allerdings nicht ganz reinlich zusammengebracht worden war.

Bevor Herr Le Ponsart nach Beendigung seiner Studien nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte er sich noch eine Zeit lang in Paris aufgehalten und bei einem berühmten Notar gearbeitet, wo er alle Schlupfwinkel des Gesetzes kennen gelernt hatte.

Er war ein Mensch von sehr gleichmässiger Gemüthsart, der sein Geld ausgab, ohne gerade zu knausern; doch hatte er gewisse kleinstädtische Sparsamkeitsgewohnheiten, die er auch in Paris nicht aufgab. So benutzte er einen Lichterknecht, um seine Kerzen bis zum letzten Stümpfchen verbrennen zu können, sorgte selber für gehöriges Brennmaterial, um seine Garniwohnung zu heizen, und war im Stande, die ganze Stadt zu durchlaufen, um einen Gegenstand billig einzukaufen. Wie die meisten Provinzialen fiel es ihm schwer, in einem Laden sein Portemonnaie aus der Tasche zu ziehen; er ging mit dem festen Entschluss hinein, etwas zu kaufen, prüfte die Waaren auf das Peinlichste, beurtheilte sie auf ihre Brauchbarkeit, kam sogar zu der

Einsicht, dass ihr Preis angemessen sei, blieb aber doch im Augenblick der Entscheidung zögernd stehen und fragte sich immer wieder, ob die Ausgabe durchaus nöthig sei. So liess er auch, wie die meisten Kleinstädter, seine Wäsche nicht in Paris waschen, denn er hatte Angst, dass die Wäscherinnen sie chloren und verbrennen könnten; deshalb packte er alles schmutzige Leinenzeug in eine Kiste und schickte es nach Bauchamp; denn in der Provinz sind die Wäscherinnen bekanntlich gewissenhafter und die Plätterinnen harmloser.

Nur seine sinnlichen Begierden waren stark genug, um seine Neigung zur Sparsamkeit bis zu einem gewissen Grade einzuschränken. Sehr vorsichtig war er, wenn er einem Freunde eine Gefälligkeit erweisen sollte, blindlings hätte Herr Le Ponsart nicht einen Pfennig verliehen; konnte er sich aber einmal einer solchen Gefälligkeit nicht entziehen, so zog er es vor, statt einem hungrigen Kameraden hundert Sous zu leihen, ihm ein Diner zu acht Franken anzubieten; so nahm er wenigsten selber an der Mahlzeit Theil und hatte doch etwas von seiner Ausgabe.

Als er nach dem Tode seines Vaters nach Bauchamp zurückkam, war seine erste That, eine reiche und hässliche Frau zu heirathen; aus dieser Ehe stammte eine Tochter, ein kränkliches Kind, das eben so hässlich, wie seine Mutter war. Das Mädchen wurde sehr jung an Herrn Lambois verheirathet, der damals im fünfundvierzigsten Jahre stand, aber in der Stadt als ein Mann in entsprechenden Verhältnissen galt. Als Herr Le Ponsart Wittwer wurde, stellte er seine advokatorische Thätigkeit nicht ein, wenn sich auch oft der Wunsch in ihm regte, sein Notariat zu verkaufen und sich dauernd in Paris niederzulassen, wo seine hohen Fähigkeiten einen angemessenen Wirkungskreis gefunden hätten.

Und doch, hätte er eine günstigere Umgebung finden können, als in der er sich befand? Er war der angesehenste Mann in Bauchamp, und man zollte ihm eine Bewunderung, die aus Achtung und aus Furcht zusammengesetzt war. Die Lobsprüche, die man an seinen Namen knüpfte, endeten gewöhnlich mit der Bemerkung: „Es ist gut, sein Freund zu sein“, und das bedeutsame Kopfschütteln mit dem man diese Worte begleitete, liess vermuthen, dass Herr Le Ponsart nicht der Mann war, mit dem sich spassen liess. Sein Aeusseres entsprach seinem Charakter. Seine gesunde Gesichtsfarbe, seine kräftige, etwas dicke Nase, seine weissen Haare, seine breiten Schultern, sein Pfaffenbüchlein machten den Eindruck der Behäbigkeit und Gemüthlichkeit und luden ein, vertraulich zu werden, während sein kaltes und glanzloses Auge absties und Furcht erregte. Im Grunde war Niemand in Bauchamp, der den Charakter dieses Greises vollständig verstand. Man sah in ihm einen Vertreter grossstädtischer Manieren in der Provinz, und doch war er trotz seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der reine Provinziale geblieben.

Als Pariser war er Gegenstand der höchsten Bewunderung für die ganze Stadt: Er bezog seine Seifen und seine Kleider aus Paris und war in Bauchamp der einzige Abonnent auf „La vie Parisienne“, jenes Boulevardblatt, dessen pikante Zeichnungen ihm ein wohlgefälliges Lächeln abnöthigten; als Gegensatz zu diesem Geschmack am Weltlichen hielt er den „Moliérist“, eine Zeitschrift, die es sich zur ausschliesslichen Aufgabe gemacht hatte, Licht in das Leben des grossen „Dichters und Schauspielers“ zu bringen.

Aber auch als Provinziale wurde er bewundert; er liebte die Stadtgespräche und war gross im Essen und Knausern. Von seinen sinnlichen Gelüsten konnte er in der kleinen Stadt, ohne unliebsames Geräusch zu machen, nur seine Vorliebe für eine gute Küche befriedigen, und seine Diners waren berühmt. „Herr Le Ponsart ist ein Feinschmecker“, sagten mit einem Gefühl des Neides der Herr Bürgermeister und der Herr Steuereinnnehmer, die seine ständigen Gäste waren.

Einige Strahlen des Ruhmes, dessen sich Herr Le Ponsart erfreute, waren auch auf seinen Schwiegersohn und Freund gefallen. Herr Lambois hatte in Rheims ein Strumpfwaren-Geschäft betrieben und lebte nun, nachdem er sich ein Vermögen erworben, als Rentner in Bauchamp. Auch er war, wie sein Schwiegervater, Wittwer und verwandte seine Musse dazu, im Lande herumzureisen, um sich nach den Gesundheitsverhältnissen des Hornviehes und dem Stande der Saaten zu erkundigen. Er belagerte die Deputirten, den Präfekten, den Unterpräfekten, den Bürgermeister und die übrige Beamtenwelt, denn er war ehrgeizig und dachte an eine Kandidatur bei den nächsten Generalraths-Wahlen.

In allen Wahlkomitees war er thätig, die Abgeordneten gingen ihm aus dem Wege, denn sobald er einen erwischte, überhäufte er ihn mit Bitten, Empfehlungen und Vorschlägen; er war ein unermüdlicher Versammlungsredner, sprach von „unserer Zeit, auf welche die Zukunft ihre Schatten werfe“, pries die gewaltige Majestät des in seinen Wahlkörperschaften vereinigten Volkes, redete von der friedlichen Waffe des Stimmzettels, brachte im Vorübergehen einige Zitate von bekannten Schriftstellern an, und war im Stande, zwei Stunden lang, ohne sich zu räuspern, mit klängvollen Phrasen um sich zu werfen, deren Wirkung immer sicher ist. Sein Traum war ein Generalrathsmandat, und er dachte hierbei nicht nur an sich, sondern auch an die Zukunft seines Sohnes, den er gern in den heiligen Hallen der Präfektur gesehen hätte. Sobald sein Julius das Examen bestanden hätte, hoffte Herr Lambois, ihn durch seinen Einfluss zum Unterpräfekten ernennen zu lassen, und dann war es ja nicht mehr weit zum Präfekten. Er rechnete sogar so stark auf seinen Einfluss auf die Abgeordneten, dass er seinen Sohn bereits an der Spitze der Verwaltung des Marne-Departements sah; und dann, dann würde es sein Junge sein, ein Sohn Lambois, des ehemaligen Strumpfwaren-Händlers, der seine Mitbürger beherrschen und sein engeres Vaterland verwalten würde.

Aber dieser stolze Bau seiner Hoffnungen war zusammengestürzt. Der Tod seines Sohnes hatte seine Pläne vernichtet und seinen hochmüthigen Stolz für den Augenblick gebeugt; dann aber hatte er sich aufgerafft, und aus dem Ehrgeiz für die Familie war der Ehrgeiz für die eigene Person geworden.

Mit noch grösserer Zähigkeit hing er an seinem Wunsche, in den Generalrath gewählt zu werden, und fand in Le Ponsart kräftige Unterstützung. So drang er allmählich Schritt für Schritt vorwärts, wenn er auch oft auf dem Bauche rutschen musste, um die Hindernisse zu überwinden. Er hoffte auf eine günstige Wahl, die auch nicht all zu hohe Geldopfer ihm verursachen würde. Alles ging nach Wunsch, und da mit einem Mal dieser fatale Zufall

mit jenem Pariser Frauenzimmer. Der jüngste Sprössling der Familie Lambois würde die ganze Gegend in Aufregung versetzt haben.

„Julius hat ihr sicherlich in einem mittheilsamen Augenblick meine Pläne verrathen,“ jammerte Herr Lambois an dem Tage, als er den Brief erhielt, in dem ihn das Mädchen um Geld bat.

„Ja, hier sind wir zu treffen, das ist unsere Achillesferse,“ seufzte der Notar, als er dieses Schreiben gelesen hatte, und trotz der freiheitlichen Grundsätze, die sie so gern zur Schau trugen, wünschten beide in diesem Augenblick die alten Verhaftsbefehle herbei, auf Grund deren man früher Jedermann ohne weiteres in die Bastille einkerkern konnte.

(Schluss im nächsten Hefte.)

➤ Rundschau. ◀

Aus der Zeit.

Am 28. Januar sind zehn Jahre verflossen, dass eine grosse Anzahl Mitglieder der polnisch-sozialistischen Partei „Proletariat“ der russischen Despotie zum Opfer fielen. Vier der Angeklagten: Peter Bardowski, Stanislaus Kunicki, Michael Ossowski und Johann Pietrusinski, wurden zum Tode durch den Strang, die übrigen, darunter eine grosse Anzahl Warschauer Studenten, zu 10 bis 20 Jahren Zwangsarbeit in den nord-sibirischen Bergwerken verurtheilt. Die polnischen Sozialisten Preussens, Oesterreichs und Russlands veranstalten in diesen Tagen in allen grösseren Orten Gedächtnissfeiern. Wir werden voraussichtlich in nächster Nummer über den Prozess ausführlicher berichten. F. H.

Die Achtung vor der Religion. Nach verschiedentlichen Mittheilungen ist der Uebertritt vom Juden- zum Christenthum in den letzten Jahren in hohem Maasse erfolgt. Von 1872–79 traten nur circa 66 Juden jährlich über, 1880 schon 120, 1888 348, und 1895 sollen es über 500 gewesen sein. Der Hauptantheil kommt auf Berlin und zwar aus den Kreisen der hohen Finanz und der Akademiker. Von letzteren sind es wiederum Juristen, die sich, wenn sie auf eine Staatsanstellung reflektiren, bald nach bestandnem Staatsexamen taufen lassen. Andererseits sind in Berlin 3 Männer und 17 Frauen aus Juden zu Christen geworden, bei denen das Motiv — eine Heirath war. Diese handelten ähnlich, wie manche der deutschen Fürstentöchter, die auch zu

der Religion desjenigen Landes übertraten, in welches sie eben hineinheiratheten.

B. H.

Von den Hochschulen.

Berlin, Januar 1896. Das Direktorium der akademischen Lesehalle scheint von unserm Artikel in voriger Nummer Notiz genommen zu haben. Wenigstens in einer einzigen Beziehung ist eine Besserung eingetreten: Die Anordnung der Zeitungen ist übersichtlicher geworden; auch ein Katalog derselben ist erschienen. Die Wochen- und Monatsschriften sind zum Theil anders geordnet worden; dass diese Aenderung eine Besserung sei, vermögen wir allerdings nicht einzusehen. Aber Abwechslung erheitert ja auch so, und wir wollen den guten Willen wenigstens anerkennen. Uebrigens, warum liegt eigentlich unsere Zeitschrift nicht unter den übrigen studentischen Blättern? Ist das Direktorium auch der Ansicht, sie sei zu gut dazu?

Hoffentlich werden auch unsere anderen wichtigen Wünsche berücksichtigt. Es giebt da sehr viel zu thun. So wollen wir daran erinnern, dass seit dem 1. Aug. vorigen Jahres der „Sozialist“ wieder erscheint! Wie steht's mit der „Welt am Montag“ etc.? — ch.

— Damen als Mitglieder der Lesehalle. In No. 24 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift erwähnten wir, dass Rektor und Richter an das Direktorium der Lesehalle das Ansinnen gestellt habe, die weiblichen Mitglieder auszu-schliessen. Da die Damen Hospitanten der Universität sind (in diesem Semester sind

circa 40 Damen eingeschrieben), und Hospitanten stets Mitglieder der Lesehalle werden konnten, ist an das Universitätsgericht eine von circa 400 Studenten unterzeichnete Eingabe gemacht worden, welche die ungehinderte Mitgliedschaft der weiblichen Hospitanten nachsucht. — Wohlverstanden Mitgliedschaft. Darauf befindet sich nun ein von Herrn cand. phil. E. Schultze unterzeichnete Erklärung am schwarzen Brett der Lesehalle, es sei das Wort „Mitgliedschaft“ wohl ein Irrthum, man meine offenbar „Abonnement“. Diese ukasmässige Interpretation hat zweifellos etwas komisches! Ch. K.

— Der sozialwissenschaftliche Studenten-Verein wird seitens des Berliner Polizei-Präsidiums allzu ernst genommen. Der Vorstand des Vereins wurde nämlich aufgefordert, Satzungen und Mitglieder-Verzeichniss einzureichen und von den Sitzungen vorschriftsmässige Anzeige zu machen. Dieser Aufforderung Folge zu leisten hat der Vorstand des Vereins abgelehnt mit der sehr richtigen Begründung, dass der Verein ein akademischer sei und somit der akademischen Gerichtsbarkeit unterstünde.

Der Rektor hat sich des angegriffenen Vereins sogleich angenommen; er ersuchte die Polizei, von weiteren Maassnahmen gegen den Verein einstweilen Abstand zu nehmen, und unterbreitete die Angelegenheit dem Kultusminister. Die sonst nicht gerade nützliche Institution der Universitätsgerichtsbarkeit hat hier also auch einmal eine gute Wirkung gehabt, weil gerade der rechte Mann Rektor war. Was mag eigentlich der Herr Universitätsrichter Dr. Dande zu der Angelegenheit geäußert haben? Spasshaft ist aber, dass man diesen harmlosen Verein für politisch hält; oder sollte man in gewissen Kreisen zu der Einsicht gelangt sein, dass jede Beschäftigung mit unseren neuitigen sozialen Verhältnissen dem beschränkten Unterthanenverstande gefährlich werden muss?

— Die Studenten über Prof. Hinschius. In den Kollegien hat die Studentenschaft ihrer Meinung über die Berechtigung der Angriffe auf die Freiheit der Privatdozenten in der altgewohnten Weise Ausdruck gegeben, indem sie die Unterzeichner des Protestes gegen das Hinschius'sche Gutachten mit dem üblichen Trampeln empfing; Prof. Eck, der im Laufe seines Vortrages das Gutachten des Herrn Hinschius behandeln wollte, erntete reichliches Scharren. Beide Arten von Meinungs-

äusserungen sind zwar nicht gerade geschmackvoll, leider aber bei der herrlichen akademischen Freiheit unserer Tage oft das einzige Mittel für die Studenten, ihrem Urtheil über die Herren Dozenten Ausdruck zu geben. F. H.

Bonn, Dezember 1895. Eine sozialwissenschaftliche Vereinigung vorzubereiten, war der Zweck einer am 7. Dezember tagenden studentischen Versammlung. Die Vorverhandlungen haben ein günstiges Resultat ergeben. 19 Korporationen erklärten sich bereit, der geplanten Vereinigung beizutreten. E. Z.

Breslau, Januar 1896. Eine eigenartige Einrichtung hat die hier im Anfang des Semesters konstituirte „Sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung“ getroffen. Angeregt wahrscheinlich durch den ziemlich kläglichsten Charakter der hiesigen akademischen Lesehalle, hat sie, vorläufig allerdings nur für ihre Mitglieder, ein eigenes sozialwissenschaftliches Lesezimmer gegründet, in welchem ca. 30 der wichtigsten sozialen Zeitschriften neben einigen andern allgemeineren Inhalts (Gesellschaft, Neue Deutsche Rundschau etc.), sowie einige der wichtigsten Tageszeitungen und eine ziemlich reiche Auswahl aktueller Broschüren sozialen Inhalts ausliegen. Das Lesezimmer befindet sich in einem grösseren Restaurant und ist täglich von 6—9 Uhr Abends geöffnet. Neck.

Charlottenburg, Dezember 1895. Die technische Hochschule in Charlottenburg, die, vor ca. 10 Jahren für 2000 Studirende erbaut, jetzt aber schon von 2700 Studenten und Hospitanten besucht wird, erfreut sich ausser vielen anderen Uebelständen auch einer miserablen Beleuchtung. Schon vor vielen Jahren arbeitete deshalb der Ausschuss der Studirenden eine Denkschrift aus über die Beleuchtung der Hör- und Zeichensäle, in der festgestellt wurde, dass die Hörsäle und die Hälfte der Zeichentische unzureichend beleuchtet seien. Diese Denkschrift gelangte, von dem damaligen Rektor befürwortet, an den Finanzminister zugleich mit einer Petition um Einrichtung elektrischer Beleuchtung für sämtliche Räume der Hochschule, gelangte aber eben so schnell von dort wieder zurück mit dem Bescheid, dass hierfür kein Geld vorhanden sei, wie ja für Kulturzwecke so häufig in Preussen. Die Studenten verderben sich also flott weiter die Augen.

Seit einiger Zeit finden an eben derselben Hochschule für Geheimrätthe des

Eisenbahnministeriums Vorträge aus dem Gebiete der Elektrotechnik statt. Da war sofort Geld vorhanden, um einen Hörsaal zu diesem Zwecke mit den nöthigen Leitungen und Apparaten zu versehen; und als man gar noch hohen Besuch erwartete, riss man Bänke aus, legte einen Teppich, auf den dann ein Sessel gestellt wurde. Die Folge hiervon war, dass ein Dozent, der einen etwas steiferen Nacken hat, und sich nicht sogleich imponiren liess, seine Vorlesungen aussetzte, da die übrigen Hörsäle nicht ausreichten. Doch was kümmert das den Senat der Hochschule, die Wissenschaft rangirt in Preussen ja überall erst an zweiter Stelle. G. K.

Göttingen, Dezember 1895. Als Hospitantinnen sind in diesem Semester 31 Damen an hiesiger Universität eingeschrieben gegen 14 im vergangenen Sommersemester. Wie stets gehört die Mehrzahl der Damen der philosophischen Fakultät an, eine aber der medizinischen; sie ist die erste weibliche Studentin der Medizin in Göttingen. A. Gr.

Greifswald, Januar 1896. Die seit 2 $\frac{1}{2}$ Semestern an hiesiger Universität bestehende sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung hat sich am 11. November aufgelöst. Der Grund hierzu war folgender: Der Rektor und der Senat hatten die angekündigten Vorträge der Herren Naumann und Göhre nicht genehmigt. Hiergegen hatte die Sozialw.-Studenten-Vereinigung sich Beschwerde führend an den Kultusminister gewandt, worauf ihr folgender Bescheid zu Theil wurde: „Auf die Eingabe vom 30. September ds. Js. erwidere ich der Sozialw. Studenten-Vereinigung, dass ich mich nicht veranlasst finde, die von dem Rektor der dortigen Universität im Interesse der akademischen Ordnung getroffene Entscheidung meinerseits zu beanstanden. gez. Bosse.“

Ueberwog in der hiesigen Vereinigung auch das theologische Element, so war doch einige Aussicht vorhanden zu einer gedeihlichen Entwicklung. Nach diesem Bescheid des Herrn Kultusministers kann Greifswald wieder in seine alte harmlose Ruhe zurücksinken. P. W.

— Herr Doktor Bronsart von Schellendorf. Das Doktor-Diplom ist am Schluss des vorigen Jahres dem Kriegsminister Bronsart von Schellendorf durch den derzeitigen Dekan unserer juristischen Fakultät der Universität Greifswald, Prof. Dr. Störk und den Prof. Dr. Pescatore überbracht worden.

Schade, dass die Universität keine

Belege für die juristische Wissenschaftlichkeit des Herrn hinzufügt. In der „Stiefelspitzen“- und „Schmierfinken“-Rede ist der Befähigungsnachweis doch wohl kaum erbracht worden. B. H.

Halle, Januar 1896. Die Sozialwissenschaftliche Vereinigung, welche neu zu erstehen versprach, hat die Genehmigung der Universitätsbehörde noch immer nicht erhalten; vielmehr hat der Rektor verlangt, dass nur Dozenten Vorträge halten und nur Universitätsmitglieder diesen Vorträgen beiwohnen dürfen.

Gewohnt, sich mit fremden Federn zu schmücken, hat der V. A. St. dies benutzt, um seinerseits durch Vorträge die sozialwissenschaftliche Ausbildung der Hallenser Studentenschaft zu übernehmen. Armes Halle! W. N.

— Vom 16.—19. April wird hier der zweite sozialwissenschaftliche Kursus stattfinden.

Heidelberg, 13. Januar 1896. Ein sozialwissenschaftlicher Verein, der seit längerer Zeit vorbereitet war, hat die Genehmigung der akademischen Behörden erhalten.

Jena, Dezember 1895. Der Grossherzogl. Sächsische Kirchenrath theilt den akademischen Instituten anlässlich der Feier des Buss- und Bet-Tages für das Grossherzogthum Sachsen-Weimar mit:

„Seine Königliche Hoheit der Grossherzog haben verordnet, dass am bevorstehenden Mittwoch, den 20. November 1895, ein allgemeiner Buss- und Bet-Tag in gebührender Stille, Feierlichkeit und Andacht begangen werden soll.

„Möge jeder evangelische Christ des Grossherzogthums die ihm dadurch gebotene Aufforderung zu ernster Prüfung seines Lebens mit heiliger Sorge benutzen und zu seinem eigenen Heil die Bestimmung des Tages an sich zu erreichen suchen. Weimar, den 30. Oktober 1895. Der Grossherzoglich Sächsische Kirchenrath.“ —

Welchen Erfolg solche Ermahnungen bei den Akademikern, an deren alma mater Ernst Haeckel, der Ketzer, princeps senatus ist, haben, ahnen Sie vielleicht. Aber das ist gerade das Gute in unsern lieblichen Jena; denn das Mass der akademischen Freiheit ist hier wirklich relativ gross. Aber leider! Meist wird sie falsch und lächerlich ausgenutzt; der weitaus grösste Theil versimpelt im Couleur-Wesen und der übrige Theil lebt ruhig, eifrig lernend, ohne jede Theilnahme für allgemeine Zwecke und Ideen. Dahin ist die Zeit,

wo Jena als der Herd freiheitlicher akademischer Thätigkeiten galt, dahin auch für Jena die Zeit, wo der Student im öffentlichen Leben eine ernste Rolle spielte. Die Gleichgiltigkeit ist auch hier das Schlimmste und nichts geschieht hier, um diese zu vertreiben. Hier giebt es weder einen „Sozialwissenschaftlichen Verein“ noch eine akademische Lesehalle und doch, glaube ich, könnte gerade hier Beides frei, frisch, fröhlich leben, aber es fehlen Die, welche die Gleichgiltigen aufzurütteln im Stande wären. So murren denn Einige wohl gegen diese ungesunde Ruhe, beklagen sich über das „Literarische Museum“, wo Studenten (gegen 4,50 Mk. per Semester) geduldet werden, um's am Ende gehen zu lassen, wie's den Couleuren gefällt. E-z-n.

Leipzig, Jaunur 1896. Sozialpolitische Vorträge zu veranstalten hatte der Verband alter Burschenschafter übernommen, wie die Burschenschaftl. Blätter in No. 6 mittheilten; dieselben sollten bestimmt sein, „die jungen Burschenschafter damit vertraut zu machen, welche Aufgaben ihrer im praktischen Leben harren“. Der erste der fünf in Aussicht genommenen Vorträge war der des Herrn Reichgerichtsraths Brückner über „die geschichtliche Entwicklung der Sozialdemokratie“.

„Der zweite Vortrag behandelte“, wie die Bursch. Blätter in No. 7 mittheilen, „das Programm der Sozialdemokratie“. Der Vortragende war Herr Rechtsanwalt Dr. Hans Blum, der vorzügliche Kenner der sozialdemokratischen Bewegung, der gefürchtete Bekämpfer ihrer Irrlehren“.

Der „vorzügliche Kenner der sozialdemokratischen Bewegung“ muss für seinen Vortrag einen schlechten Referenten gehabt haben, oder er ist eben kein so vorzüglicher Kenner; denn was wir in dem Bericht des Weiteren als Ausführungen des Dr. Hans Blum lesen, lässt keine auch nur halbwegs gründliche Kenntniss des vorgetragenen Themas vermuthen; wohl aber lässt der Bericht klar erkennen, dass Dr. Hans Blum in seiner sattsam bekannten Art den Gegner auch hier mittels gehässiger Insinuationen und Entstellungen, die an Fälschungen nahe heranreichen, bekämpfte. Diese Kampfweise ist auch der Grund, weshalb man Herrn Dr. Hans Blum gern ausweicht, aber nicht aus Furcht, wie der Referent der B. Bl. meint, sondern aus ästhetischen Gründen. „Die Debatte“, heisst es am Schlusse, „drehte sich

in der Hauptsache um die Theilnahme des Judenthums an der sozialdemokratischen Bewegung“.

Es scheint somit der antisemitische Gedanke einstweilen der einzige zu sein, der auf fruchtbaren Boden fiel.

Trotz allem Obigen wünschen wir dem Leipziger D. C. zur Veranstaltung der Vortragsabende Glück; ein Erwachen des Verständnisses für die sozialen Fragen der Zeit tritt doch klar zu Tage. Das Resultat der Beschäftigung mit dieser Frage kann schliesslich nur ein für unsere Bewegung günstiges sein. F. H.

Marburg, Januar 1896. In der Sozialw. Studenten-Vereinigung sprach Prof. Dr. Rathgen über die Banken und ihre Stellung im modernen Verkehrswesen.

Die Mitglieder sind grossentheils Angehörige des V. D. St. und des Wingolf, wodurch die Vereinigung leider von vornherein ein einseitiges Gepräge erhält; der Nachtheil hiervon tritt namentlich in den Diskussionen hervor. O. Kr.

Strassburg, Dezember 1895. Am 29. November wurde das neue Gebäude der Universitäts- und Landesbibliothek eingeweiht. Die nach Verbrennung der alten Stadtbibliothek bei der Belagerung im Jahre 1870 noch im selben Jahre angelegte neue Bibliothek zählt zur Zeit circa 120 000 Bände.

Tübingen, Januar 1896. Die naturwissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den Fürsten Bismarck anlässlich seines 80. Geburtstages zum Ehrenrektor ernannt. Das würde nun der Redaktion des Soz. Akademiker wohl kaum für so wichtig erscheinen, dass sie Notiz davon nähme. Der Text des Diploms ist aber so erheiternd, dass ich im Folgenden die wörtliche Uebersetzung mittheilen will. „Die naturwissenschaftliche Fakultät der K. Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen wählt Se. Durchlaucht den Fürsten Otto von Bismarck, Deutschlands ersten Reichskanzler, den Mann, der mit unvergleichlichen Scharfblick der Menschen und Dinge Natur durchschauend, als ein rechter Mathematiker die möglichen Maassregeln zur Stiftung der Einigkeit und der Macht unseres Volkes zu berechnen, mit der Kunst des Physikers die Mittel zu ihrer Durchführung ausfindig zu machen wusste, und mit der Methode des Chemikers an der Durchführung selbst in der Vereinigung verschiedenartiger Elemente Tag und Nacht arbeitete, der mit solcher Riesenarbeit belastet, nach der Väter Art als der Er-

fahrensten einer mit der Kunde des Ackerbaues, der Viehzucht und der Forstwirtschaft sich beschäftigte und noch beschäftigt, den Geologen, Botaniker und Zoologen, den Liebling und frommen Verehrer der Mutter Natur, der unter den Bäumen des Sachsenwaldes seinen 80. Geburtstag feiert, zum Ehrendoktor der Naturwissenschaft und thut dies durch gegenwärtige Urkunde feierlich kund und zu wissen, indem sie ihm zu dem Freudentage Alldeutschlands von Herzen Glück wünscht.“

Der Vergleich ist bei der Mathematik, Physik und Chemie ja ganz hübsch durchgeführt. Bismarck's Fähigkeit zu rechnen, scheint mir aber ein wenig zu einseltig aufgefasst zu sein. Die geologischen Kenntnisse des Fürsten haben die Herren Professoren wohl in seiner sehr gründlichen Werthschätzung der Edelmetalle gefunden.

R. M.

Bern, Januar 1896. Während unsere russische Kolonie sich vermindert, hält der Zuwachs an Polen dauernd an; es ist interessant, gerade das Fluctuiren dieser Elemente zu beobachten. Es bethätigen sich wenige an der neuen Gründung des sozialpolitischen Klubs, der in gleicher Weise wie der frühere sozialwissenschaftliche Verein zu Berlin alle diejenigen sammelt, die sich ein Urtheil über die soziale Frage durch unbefangene Prüfung der bestehenden Verhältnisse bilden wollen. Verschiedene Professoren unterstützen uns auf das Eifrigste.

Wau.

Brüssel, Dezember 1895. Der hiesige Verein sozialistischer Studenten hat in seiner Sitzung vom 5. Dezember v. J. einen Beschluss gefasst, der, wenn er gut ausgeführt wird, leicht von grosser Bedeutung für die gesamte belgische Arbeiterpartei werden kann, nämlich die Einrichtung regelmässiger Unterrichts-Kurse für die Arbeiter-Vereine. Jeder Student, der gewillt ist, dabei mitzuarbeiten, soll in irgend einem Arbeiter-Verein, mit dem man sich zu diesem Zwecke ins Einnernnehmen setzt, regelmässige Vorlesungen in seiner Fachwissenschaft halten. In Aussicht genommen sind insbesondere Naturwissenschaften — Mechanik, Physik, Chemie — Geschichte und Nationalökonomie. Die ganze Einrichtung verfolgt ungefähr denselben Zweck, wie die Berliner Arbeiter-Bildungsschule.

Ich glaube, dass dieser Beschluss mit grosser Freude zu begrüßen ist, und dass man ihm vollständige und erfolgreiche Ausführung wünschen muss.

Denn die Verhältnisse liegen hier zu

Landes anders als in Deutschland. Die Partei ist hier noch lange nicht so alt wie bei uns, und folglich auch noch lange nicht so weit vorangekommen in der Erfüllung ihrer Aufgaben. Die Arbeit der Partei richtete sich bisher hauptsächlich, ja fast ausschliesslich darauf, die Masse des Volkes heranzuziehen und um das rothe Banner zu schaaren. Die Gefolgschaft ist nun da. Die nächste Aufgabe ist nun, sie auszubilden; die Partei muss für Belehrung und gründliche Durchbildung ihrer Anhänger sorgdn, damit diese zu wirklichen Sozialisten gemacht werden. Hier nun will die sozialistische Studentenschaft eintreten. Und sie würde damit, meines Erachtens, der Sache des Sozialismus einen gewaltigen Dienst leisten. Keineswegs mache ich mir Illusionen über die Leichtigkeit der Ausführung. Zunächst ist für die Belehrung der Arbeiter ein grösseres und gründlicheres Wissen nöthig, als es der Student im allgemeinen haben kann. Sodann wird der ältere und lebenserfahrene Arbeiter nicht immer geneigt sein, sich von einem jungen Studenten belehren zu lassen, während umgekehrt der junge Student, dem die Lebenserfahrung noch fast ganz abgeht, nicht so ohne weiteres verstehen wird, mit den Arbeitern in der richtigen Weise zu verkehren. Und vor allen Dingen wird, besonders im Anfang, gar mancher Student seine Kräfte überschätzen und Dinge übernehmen, die er nicht leisten kann. Aber andererseits werden die Studenten selber durch diesen steten Umgang mit den Arbeitern lernen, und man ist wohl berechtigt zu hoffen, dass dadurch in nicht allzu ferner Zeit, falls auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden ist, und falls die Studenten nicht allzu schnell den Muth sinken lassen, die für die Durchbildung des Volkes so nothwendigen Kräfte herangebildet werden, und dass dann das Werk um so schneller seinen Fortgang nimmt.

Genf, Januar 1896. Von allen Universitäten sind wohl an unserer die meisten Russinnen. Sonderbarer Weise haben sich diese mit einigen polnischen Studentinnen vereint und einen Feministenklub gegründet. Diese neueste Erscheinung der Männerfurcht ist wohl auch ein Fortschritt in der Frauenemanzipation?

— Der bekannte Baccalaureus, Pädagog und Sozialphilosoph W. Körner aus Anhalt ist nach sehr schweren Leiden, 26 Jahre alt, am 11. Januar gestorben. Er ist bekannt wegen seiner Theilnahme an der Maifeier in Rom, wegen der er längere

Zeit in Haft gehalten und schliesslich ausgewiesen wurde. Das Gleiche ereignete sich, als die Schule von Robin geschlossen wurde, an der er im Sinne Salzmann's gelehrt. Von Frankreich wandte er sich nach Genf, wo er zuletzt an der Herausgabe der Werke von La Boltier arbeitete. Trotz des schweren Herzleidens war er ein unentwegter idealistischer Vorkämpfer für unsere Sache. Die Leiche wird voraussichtlich in Zürich verbrannt.

LeMBERG, Januar 1896. Eine hübsche Probe der kaiserl.-königl. österreichischen Lehrfreiheit hat das Unterrichtsministerium wieder einmal geboten. Dr. Franke habilitirte sich zum dritten Male an unserer Hochschule; es wurde ihm jedoch, wie auch nach den beiden bisherigen Habilitationen, verweigert, zu dozieren, weil er im Verdacht steht, Sozialdemokrat zu sein.

J. N.

Paris, Januar 1896. In diesem Semester zählte Paris an der Universität und an den mit ihr verbundenen Instituten 12000 Studierende, wovon 10 Prozent Ausländer sind. Der Staat zahlt pro Kopf des Studirenden in Paris 409 Fr., an anderen Universitäten 908 Fr.

Frauenstudium.

Professor Heinrich Dernburg, der vermuthlich auch sein Scherflein zur „Förderung“ des Frauenstudiums beitragen wollte, äusserte sich folgendermassen:

„Nichts ist unzweifelhafter, als dass es Frauen giebt, welche zum akademischen Studium befähigt, also auch berechtigt sind. Eine andere Frage ist, ob es für unsere Universitäten gerathen ist, Frauen wie Männer zu den Vorlesungen unterschiedslos zuzulassen. Zweckmässig wäre es, eine der deutschen Universitäten vorzugsweise zum Frauenstudium zu bestimmen. Man könnte zum Beispiel Giessen, im Mittelpunkt Deutschlands und in anmuthiger Lage, zur deutschen Frauen-Universität erheben.“

Wir wollen annehmen, dass der Vorschlag gut gemeint ist, sind aber der Ueberzeugung, dass seine Wirkung das Gegentheil einer Förderung des Frauenstudiums bedeuten wird. Zunächst, weil eine derartige Universität von vornherein in Bezug auf Lehrmittel wie Dozenten zu mangelhaft ausgestattet sein wird, um die Hörerinnen genügend auszubilden und demgemäss für die ernst Strebenden keinerlei Anziehungspunkte hat. Ferner giebt es nicht zweierlei Wissenschaft, eine für Männer und eine für Frauen, und da für

beide die gleiche Vorbildung erforderlich ist, die Ablegung der Matartätsprüfung, auch nicht zweierlei Lehrmethode. Schliesslich stehen wir ganz allgemein auf dem Standpunkt, dass die gleichmässige und zusammenfassende Erziehung der beiden Geschlechter nur veredelt auf die Menschen wirken kann, und erhoffen von dem grösseren Verkehr der Damen auf den Universitäten auch hier die Beseitigung mancher bestehenden Auswüchse. B. H.

Oesterreich. Gegen das Frauenstudium hat sich der österreichische Unterrichtsminister Baron Gautschi entschieden. Die angeführten Gründe sind die gemeinhin für solchen Zweck üblichen, es ist die Rede von weiblicher Konkurrenz, Entschwinden der Familienideale u. s. w. Was aber neu sein dürfte, ist die Erklärung, dass den Damen, welche im Auslande promovirt seien, eine Anerkennung ihres Dokortitels in Oesterreich nicht könne zu Theil werden. K. T-er.

Ungarn. Den Frauen ist nunmehr, in allerdings beschränkter Weise, das Studium geöffnet worden. Jede Dame, welche an der Universität aufgenommen werden will, muss zuvor ihr Maturitätszeugniss erwerben und zwar auf Grund von Privatunterricht, da Mädchen zu den Gymnasien nicht zugelassen werden. Die Aufnahme hängt dann noch in jedem Falle von der Zustimmung des Unterrichtsministers ab. Den Studentinnen steht die Ausbildung zum Apotheker, Arzt oder Professor frei. In Folge obiger Bestimmungen hat man von mehreren Seiten die Gründung von Mädchen-Gymnasien angeregt.

Frauenstudium in Russland. Januar 1896. Vor einiger Zeit thaten einige Professoren der Universität zu Kasan die einleitenden Schritte zur Errichtung einer weiblichen Hochschule. Dieselbe war als fertiges Ganze als eine weibliche Parallel-Hochschule zu den bestehenden Männer-Universitäten gedacht; zunächst hatte man die Schaffung einer histerisch-philosophischen und einer physikalisch-mathematischen Fakultät in Aussicht genommen. Die Regierung hat aber die Eröffnung dieser Damen-Universität verboten.

Ueberhaupt steht es mit der Studienfreiheit der Russinnen recht schlecht; sie sind von allen Fakultäten, ausser der medizinischen, in jeder Hinsicht ausgeschlossen; als Hospitantinnen, wie in Deutschland, können die Damen auch nicht eingeschrieben werden. Für die weiblichen Studirenden der Medizin bestehen besondere von

der Hochschule getrennte Institute. Wir sehen uns zu dieser kurzen Darstellung des thatsächlichen Sachverhalts veranlasst, weil es in letzter Zeit Mode geworden ist, in Sachen des Frauenstudirens kritiklos auf Russland als vorgeschrittenen Staat hinzuweisen. Die russischen Damen sind aber in Bezug auf das Studiren noch schlechter gestellt, als die deutschen; der Unterschied entspricht etwa demjenigen zwischen der russischen und der preussisch-deutschen Reaktion. F. H.

Litteratur.

Dr. Carpin, Des deutschen Studenten-Liebesleben. Leipzig, O. Gottwald's Verlag (Preis 50 Pf.). — Der erste Theil dieser kleinen Broschüre betitelt sich „Die Poesie des deutschen Studentenlebens“ und giebt uns ein anschauliches Bild, welche Rolle das Weib in dem Commersbuche spielt. Die 10 Seiten lesen sich gut, und man muss herzlich lachen, wenn der Verfasser als Ueberleitung zweier wörtlicher Citate irgend eine dichterische Redewendung, die in dem einen der beiden citirten Gedichte vorkommt, in den Prosastyl überträgt und uns beispielsweise ganz ernsthaft erzählt, wie ein Musensohn einen ganzen Vormittag in seiner Kneipe studirt, den Nachmittag dem Bierstoff dediziert und mit einem Male — wohl um die bekannte Rendez-vous-Zeit daran denkt — wieschön's doch sei, „wenn's Liechen ruht an meiner Brust.“ Man kennt ja zwar im Uebrigen solchen Humor nur aus der Bierzeitung; aber um so sehr freut man sich, wenn man auch bei anderen Gelegenheiten an die schönen Stunden der Fidulität erinnert wird.

Der zweite Abschnitt, welcher das eigentliche Thema behandelt, jedoch noch 4 Seiten kürzer ist, als der erste, giebt uns leider zu schwerwiegenden Bedenken Anlass. Zunächst wollen wir Herrn Dr. Carpin unsere Anerkennung dafür aussprechen, dass er es mit unbedingter Offenheit ausspricht, dass es für einen gesunden jungen Mann direkt nothwendig sei, von Zeit zu Zeit den geschlechtlichen Verkehr auszuüben.*) „Absolute Kasteiung von ihm zu verlangen, wäre unbillig und würde auch den Natugesetzen widersprechen.“ Wir freuen uns umso mehr über dieses ehrliche Geständniss, als von gegnerischer Seite immer wieder der Versuch gemacht wird,

das Coelibat der katholischen Geistlichkeit auf alle Männer der oberen Gesellschaftsklassen bis zur Verheirathung, also bis weit über den Kulminationspunkt ihrer sexuellen Kraft hinaus, ausdehnen zu wollen, wie der vom Verfasser citirte Angriff des Prof. d. Theol. Cremer gegen die Bewohnerinnen der Wallstrasse in Greifswald; wie vor allem wieder Herr Prof. Theobald Ziegler beweist, bei dem die Ethik zu ihrer wahnwitzigen Consequenz, der Asketik geworden ist. Mit Recht macht der Verfasser ferner darauf aufmerksam, wie leicht eine auf-erzwungene Enthaltsamkeit, wie sie bei den Wingolf's z. B. bestehen soll, zur Masturbation führt. Dass sich der Student meist nicht verheirathen kann, ist selbstverständlich (Dr. Carpin meint, es sei gut so). Bleibt der aussereheliche Geschlechtsverkehr. Dieser führe beim französischen Studenten zum Grisettenwesen, bei uns zu der Benützung der Prostituirten. Dazwischen liegt der Idealismus des deutschen Studenten! Geschmackssache, Herr Doktor! Ich kenne Kommilitonen, die ideal sind in des Wortes bester Bedeutung und einen solchen ästhetischen Widerwillen gegen die Prostitution, diesen Auswuchs einer feudalistischen oder kapitalistischen Kultur, haben, dass sie ihn konsequent vermeiden, und es vorziehen, mit einem Mädchen zusammen zu wohnen, wodurch sie nicht verrohen, sondern das Mädchen meist auf ein höheres geistiges Niveau bringen. Nicht ganz selten wird aus so einer einfachen, gesunden Proletarierin mit unverbildetem Mutterwitz später eine rechtmässige Gattin, die viel eher den Anspruch auf eine „geistige Gefährtin“ machen kann, als die grosse Mehrzahl der Mädchen aus der Bourgeoisie, die aus „höheren Töchtern“ zu niedrig stehenden Mütter werden. Die Zukunft aber wird nicht, wie der Verfasser meint, die alten Sitten wiederherstellen — Absterbendes gewinnt nie wieder neues Leben —, sondern mehr und mehr werden die Vorurtheile, die heute noch solchen „wilden Ehen“ entgegengebracht werden, verschwinden, und das wird der Anfang zu einer Gesundung der sexuellen Zustände überhaupt und des „Liebeslebens des deutschen Studenten“ im Besonderen werden. Bis dahin helfe sich ein Jeder, so gut er kann.

Wenn im dritten Abschnitte der Verfasser auf den Uebelstand hinweist, dass die Geldheirath immer mehr die Regel

*) Diese „Nothwendigkeit“ steht nach dem bisherigen Stand der Forschung freilich noch keineswegs fest. Die Red.

für den Akademiker wird, so hat er mit dieser Thatsache unzweifelhaft Recht. Unüberlegt ist es jedoch, wenn er dabei ganz in das antisemitische Fahrwasser geräth. Es ist doch bekannt, dass sich unter den jüdischen Ehen weniger unglückliche befinden, als unter den nicht-jüdischen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass sich die semitische Eheschliessung meist als ein offenes Geschäft zeigt, während bei der arischen sich die Sache in etwas bessere Formen kleidet, indem man, wo Liebe fehlt, sie erheucheln zu müssen glaubt. Da kann man sich gegenseitig nicht viel vorwerfen. Kapitalismus bleibt Kapitalismus, und kapitalistische Ehe bleibt kapitalistische Ehe! Uebrigens war es ein jüdischer Arzt, Herr Dr. Zadek, der vor 2 Jahren in einer Versammlung gerade auf diese Geldheirathen der Akademiker unter grosser Entrüstung der anwesenden deutschen Studenten hinwies.

Die fröhlichen Schlussbemerkungen passen schlecht zu dem vorherigen, berechtigten Pessimismus „Nicht um eine Königskrone, ewig, ewig bleib ich dein“. — Doch wir befinden uns schon wieder in der Fidulität. O. Ch. K.

Revuen.

In der „Neuen Zeit“ (No. 16) hat Vera Sassulitsch einen Nachruf auf Stepniak uns gegeben, eine kurze Darstellung seines Lebens und Wirkens in grossen, wuchtigen Zügen und in so warmem, innigem Ton, wie ihn nur Jemand finden kann, der selbst das mitgelebt, mitgekämpft und mitgelitten, der die theure Person des Todten für sich selbst verloren hat. Die ganze revolutionäre Bewegung des „unterirdischen Russlands“ mit all ihrer Grösse und Heldenhaftigkeit steigt noch einmal vor uns empor, ihr trostloser Ausgang eine flammende Mahnung an die traurigen Epigonen, zugleich ein Weckruf, neue Wege einzuschlagen, neue Waffen zu ergreifen, da die alten an der ehernen Macht sozialer Wirklichkeit zerschellen mussten.

Die letzten Hefte der „Neuen Zeit“ brachten besonders für die Agrarfrage weitere interessante Belege; so die David'sche Fragebogenerhebung und die bayerische Agrar-Enquête. Hervorzuheben ist ferner ein Aufsatz von Eduard Bernstein: „Die Kämpfe ums Burenland“ im 16. Heft, der entgegen dem allgemeinen Entrüstungspathos, das die

„Franzosenfresser Deutschlands und die wüthendsten Deutschenfresser Frankreichs einander in die Arme getrieben“ nach einer eingehenden, sachlichen Untersuchung es den Deutschen nahelegt, „dafür zu sorgen, dass um der vermeintlichen Blutverwandtschaft mit den Buren willen nicht die wirkliche und höhere Interessengemeinschaft, die das deutsche Volk mit dem englischen verbindet, aufs Spiel gesetzt werde“.

„Der Sozialist“ enthält in seiner No. 2 (6. Jahrg.) einen Aufsatz über: „Das Prinzip der Arbeitstheilung: seine Verleumdung und seine Bedeutung für den Kommunismus“, welcher sich gegen die oft aufgestellte Behauptung wendet, dass die Arbeitstheilung in ihrer weitem Entwicklung, je mehr sie dem Einzelnen ein sich gleichbleibendes Minimum an mechanischer Verrichtung auferlegt, geisttödtend wirke. Die Ursache dieser Erscheinung wird vielmehr nicht in der Arbeitstheilung, sondern in der übermässigen Ausdehnung der Arbeitszeit, sowie in der unzureichenden Ernährung der Arbeiter gesucht. Die Behauptungen des Aufsatzes sind im Einzelnen anfechtbar. Selbst neben jenen beiden wichtigsten Ursachen darf man die Monotonie der Arbeit an sich nicht übersehen, die aus sich heraus eine Abwechselung nicht gewährt, doch aber durch die Subtilität der Ausführung eine Anspannung aller Kräfte verlangt, die somit für gleichzeitige andere Verwendung untauglich werden. Bemerkenswerth ist aber der Standpunkt des Verfassers gegenüber dem Kommunismus. Derselbe wird als das einzig erstrebenswerthe System mit Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Es ist keine Rede mehr vom „Individualismus“ und vom kommunistischen „Staatsknechtsthum“, und wenn dem Kommunismus auch zweimal das Epitheton „anarchistisch“ vorangesetzt wird, so geschieht dies ohne unterscheidende Merkmale, lediglich dem Drange der Gewohnheit entsprechend. Der ganze Aufsatz ist in dieser Hinsicht vielleicht ein weiteres Symptom dafür, dass die theoretischen Missverständnisse, die in erregten Zeiten der Gleichsetzung von (theoretischem) „Kommunismus“ und (theoretischem) „Anarchismus“ im Wege waren, im Schwinden begriffen sind.

„Weltpolitik“, d. h. Kolonialpolitik predigt das neueste Heft der „Grenzboten“ (No. 3), und zwar versucht es den Nachweis, dass diese speciell im Interesse des Proletariats liege. „Den Arbeitern aber

sage ich: tua res agitur, um eure Zukunft handelt es sich. Hier in dem überfüllten Deutschland mag das Kapital euer Feind sein. . . . Das mag hier so sein, aber draussen ist es anders. . . . Arbeitsmittel und Arbeiter sind dort keine Feinde, sondern dort sucht das Kapital Arbeiter, lohnt reichlich und giebt Gewinnantheil. Aus dem Dienenden wird dort leicht ein Herr.“ Nun, das ist ganz einfach das gute, alte Mittel der Auswanderung, wenn man von rein idellen Faktoren, wie vom Nationalgefühl, absieht. Und dass dieses Mittel ein gänzlich untaugliches ist, erhellt zur Genüge aus dem Faktum, dass überall mit jeder Industrie zugleich der Kapitalismus, somit die Ausbeutung, wachsen muss, es sei denn, dass man sozialistische Muster-Experimente vornimmt, ein Gedanke, der sowohl dem Verfasser jenes Aufsatzes ganz fern liegt, als auch allgemein als gänzlich undurchführbar, sowie durch Zersplitterung der Kräfte die weitere Entwicklung hemmend erachtet wird.

Die „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ bringt in ihrem Dezember-Heft eine beachtenswerthe Abhandlung „Ueber die angeordneten Belehrungen auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet“ von Direktor Dr. K. Schenk in Grabow (Mecklenburg). Die Volkswirtschaftslehre, die, dem sozialen Drängen der Zeit entsprechend, wenn auch nicht ihrer wissenschaftlichen, so doch ihrer praktischen Bedeutung gemäss, die allgemein wichtigste Stellung einnimmt und wohl berufen ist, die Führerrolle der früheren Philosophie in dem Punkte der Konzentrirung des öffentlichen Interesses zu übernehmen, soll nunmehr in ihren Elementen auch in dem Unterricht der höheren Schulen zur Geltung gelangen. In den preussischen „Lehrplänen und Lehraufgaben“ vom 6. Januar 1892 wird gefordert, „dass innerhalb des Geschichtsunterrichts der Untersekunda und „ausgedehnter und mehr pragmatisch“ in dem der Obersekunda da, wo es der Stoff erheischt, Belehrungen über gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen in ihrem Verhältniss zur Gegenwart gegeben werden.“ Die Vorschläge, die der Verfasser zur Verwirklichung dieser Forderung macht, und die er in 9 Lehrsätze zusammenfasst (pag. 708—709), sind zwar grossentheils echt philologischem Geiste entsprungen, der selbst in dieser jungen, nirgends fertigen und von Klassen- und Personen-Interessen zerklüfteten Wissenschaft das Alterthum für „be-

sonders dazu geeignet“ hält, um den Schüler „über wirtschaftliche Fragen aufzuklären“. Ebenso zeigt der Satz: „Jene Belehrungen sollen um ihrer selbst willen, objektiv, parteilos erfolgen“ die Naivität des preussischen Gymnasiallehrers. Wichtiger ist schon der Vorschlag, dass die Historiker national-ökonomische Vorlesungen besuchen und in der Volkswirtschaftslehre eine Prüfung zu bestehen haben sollen. Die Meinung, „dass ein Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht von der Schule gefordert wird“, spricht zwar sehr für den Idealismus des Verfassers; doch, selbst vorausgesetzt, dass er mit dieser Ansicht über die Intentionen der hohen Behörden — und diese scheinen doch nach gewissen Kundgebungen von hochstehender Stelle ganz anderer Art zu sein — Recht haben sollte, so ist diese Erwartung völligen Schwebens über den Parteien nichtsdestoweniger eine Utopie, eben weil die National-Oekonomie des subjektiven Elementes heute noch nicht entbehren kann, und eine Stellung für oder wider den Sozialismus unbedingt erheischt. Dass Herr Dr. Schenk im Uebrigen auf dem Boden strengster Loyalität steht und „die Thätigkeit des Hohenzollernhauses um die allgemeine Wohlfahrt“ vollauf und freudig anerkennt, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung. Immerhin ist die Absicht, den heranwachsenden Söhnen „der gebildeten Stände“ dasjenige in Umrissen zu zeigen, was der jugendliche Arbeiter im bitteren Kampfe ums liebe Brod in seinem wesentlichen Inhalt früh genug kennen lernt, mit Freuden zu begrüssen. Die blosse, wenn auch entstellende Belehrung wirkt bei Denen, die überhaupt irgend eine Empfänglichkeit besitzen. Das Resultat kann nur sein ein weiterer Erfolg des Sozialismus, oder eine offene Gegnerschaft, die dem Kampfe besser dient, als fauliger Indifferentismus.

Soziales, wie psychologisches Interesse bietet in hohem Masse eine Studie von Prof. Guglielmo Ferrero „Kinder als Verbrecher“, die in No. 3 der „Neuen Revue“ erschienen ist. „Was bei Betrachtung der von Kindern begangenen schweren Vergehen und Verbrechen am meisten überrascht, ist die darin zu Tage tretende ausserordentliche Grausamkeit und Verkommenheit, welche die Grausamkeit und Verkommenheit der erwachsenen Verbrecher bei Weitem übertrifft“. Es ist dies erklärlich aus der geringeren physischen und intellek-

tuellen Reife, welche zur Ausführung der Verbrechen eine um so grössere Brutalität und raffinierte Gemeinheit in der Anlage erfordert, ein Satz, der auch auf das Weib seine Anwendung findet. Die landläufigen Vorstellungen von der unschuldsvollen Reinheit der Kinder werden erbarmungslos gestürzt. Der Verfasser, der sich eng an die Untersuchungen von L. Ferriani*) anschliesst, giebt als die hauptsächlichsten Triebkräfte des kindlichen Verbrecherthums den Hang zum Müssiggang, die Eitelkeit und endlich die Eifersucht an. Meines Erachtens ist der wichtigste Faktor ausser Acht gelassen, nämlich die durch die sozialen Verhältnisse der Eltern bedingte Erziehung, welche all jene ursprünglich vorhandenen schädlichen Anlagen zu paralisieren im Stande wäre. Freilich würde es sich hier nicht um ein beliebig zu erprobendes System der Pädagogik handeln, sondern einzig um die Aenderung der Lebensverhältnisse der Erzieher, welche einen verschiedenen Gebrauch ihrer Kinder und somit eine verschiedene Züchtung ihrer Eigenschaften bedingen würde.

Besonders interessant ist das über den Hang zum Müssiggang Gesagte (pag. 70): „Unter 225 Kindern, welche Ferriani über ihre Ansichten bezüglich der Arbeit befragte, antworteten 48, sie seien zu keiner Arbeit fähig; 25 meinten, sie thäten das Gleiche, was ihre Väter thun, nämlich faulenzten; 22 sagten, die Arbeit sei eine zu grosse Mühe; 19 meinten, der Müssiggang sei das grösste Vergnügen; 14 sagten, Betteln sei ja auch eine Arbeit; 6 sagten, man dürfe nicht täglich arbeiten; 10 behaupteten, man verdiene durch Diebstahl weit mehr als durch redliche Arbeit; 26, man lebe als Bettler ganz gut; 8 erzählten, sie müssten den ganzen Tag betteln und hätten daher keine Zeit zum Arbeiten; 18 sagten, sie seien von ihren Lehrherren entlassen worden und könnten daher nicht arbeiten, und 19 bekannten, ihre Eltern hätten ihnen gesagt, dass nur die Dummen arbeiten“.

Man könnte diese Enquête leicht als Einwand gegen den sog. kommunistischen Anarchismus gebrauchen, indem man aus ihr das Aufhören jeglicher Arbeit bei Wegfall jeglichen Zwanges folgerte. Doch abgesehen davon, dass es sich hier vermuthlich um Kinder Italiens handelt, wo

das Klima schon eine grössere Arbeitsfreudigkeit nicht aufkommen lässt, während der kühlere Norden jede Körperbewegung begünstigt — geht für mich aus jenen Antworten gerade der eminente Einfluss der sozialen Stellung der Eltern und der durch dieselben den Kindern eingepflanzten Anschauungen hervor. Eine wirkliche „soziale Pädagogik“, d. h. eine Pädagogik auf Grund einer sozialen Neuordnung würde einen radikalen Umschwung bewirken.

„Soziale Pädagogik“. So nennt sich auch ein Aufsatz von Prof. Theobald Ziegler in der „Zeit“ (No. 66); das soziale Element kommt aber in ihm nur sehr bescheiden zu Tage, so im gutgemeinten Biedermeier-Sinn mit einigen kleinen „Mitteln“ zum Ausgleich der klaffenden Klassenunterschiede. Da ist zunächst der „Handfertigkeitenunterricht“, der abgesehen von seinem praktischen Nutzen („Die Axt im Haus erspart den Zimmermann“) noch die ideale Folge hat, dass durch die Handarbeit die soziale Trennung aufgehoben wird, denn „im Eifer der der Arbeit vergessen sich auch die sozialen Unterschiede“. Wenn ich auch in dieser Ansicht dem Verfasser kaum beistimmen kann, so doch in dem, was er über das generalisierende Wesen der Schule sagt und über ihren sozialpädagogischen Nutzen im Gegensatz zur individualisierenden häuslichen Erziehung. In der That bin ich der Meinung, dass alle Naturen vor ein gewisses ehernes demokratisches Gleichheitsgesetz gestellt werden sollen. Gerade dies giebt dann den besten Prüfstein ab für die wahre Individualität, die, durch den Widerstand gestärkt, unbewusst sich durchringt, eine Art Züchtung der angeborenen Kraft und Veranlagung; während das bewusste Hätscheln der Persönlichkeit von Jugend auf nur dem Schwachen zu Gute kommt und das Kleine gross erscheinen lässt, während das an sich Grosse in Gefahr geräth, in kokette Manier auszuarten.

Der Aufsatz des Herrn Prof. Ziegler ist im Uebrigen ganz in jener Konzessionsart abgefasst, die nichts allzu sicher behauptet, nirgends allzu fest auftritt, sondern nur das ganz Gewöhnliche sagt, was man so „für das Haus braucht“, eine Schreibweise, die mir auch sein Buch „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts“ (siehe „Soz. Akad.“, I. Jahrg., pag. 284) so wenig angenehm machte.

In den beiden früheren Heften der-

*) Minorenni delinquenti. Mailand.

selben Zeitschrift findet sich ein Vortrag von Max Halbe „Vom modernen Drama“, der nach zwei Seiten hin erfrischend wirkt. Einmal, weil er der unsinnigen Unterschätzung des sogen. „Naturalismus“*) entgegentritt, welche bei den Allermodernten, die noch gar nichts konnten, zum guten Tone gehört. Und dann, weil er eben diesen Naturalismus nicht als definitiv letzte Errungenschaft der Kunst hinstellt — gerade gegen diese Behauptungen aufgeregerter „Anhänger“ in nunmehr verflossenen Zeiten richtete sich die ganze Wuth der braven Konventional-Aesthetiker —, sondern in seiner Abhängigkeit von der Zeit. In diesem Ringen um den objektiven Realismus haben sich die Persönlichkeiten gefunden, und diese werden nun leben und schaffen, jede nach ihrer Façon. „So bereitet man sich langsam vor, das Leben wieder mit historischem Sinn zu erfassen, und die Freude an den grossen Erscheinungen der Vergangenheit will wieder erwachen.“ Und welch eine Mannigfaltigkeit auch in den Kunststandpunkten, in den Weltanschauungen herrschen mag, „das eben ist ja das Recht der Persönlichkeit, dass sie sich aus sich heraus den Styl schafft, mit dem sie ihren eigensten und unzerstörbaren Inhalt in eine vollendete Form bringen kann“.

Herr Hermann Bahr ist freilich wohl anderer Ansicht. In seiner neuesten Gestalt, in der er mit sog. plastisch-kühlem Style einen kleinen Goethe vorzustellen sucht, hat er zugleich die ewigen Schönheitsregeln der ewigen Kunst wiedergefunden. „Aber auch das ungeformte Leben, wenn es nicht in ihr Element gebracht wird, kann zur Kunst nicht genügen, dahin gehört der „kleine Lord“, wie die „Weber“ dahin gehören.“ (No. 66 der „Zeit“, pag. 12). Diese geistreiche Zusammenstellung passt leider nicht zu der „plastischen Kunst“ des Ausdrucks. Man könnte ja geneigt sein, Herrn Hermann Bahr, wenn er solchermaassen sich auslässt, ernst zu nehmen; man könnte sogar sich versucht fühlen, ihn mit Herrn Conrad Alberti**) zusammen zu nennen, der einmal

den Dichter der „Weber“ als Künstler vollständig vernichtete und als Musterbeispiel eines wahren Kunstwerks einen seiner eigenen Romane, ich glaube, er hiess „Maschinen“, ihm entgegenhielt. Und ein solches Schicksal hat der allzeit amüsante Causeur, der sich vermuthlich, wie stets, wieder nur in einem Uebergangsstadium befindet, wirklich nicht verdient.

Im elften „Stück“ der „Bayreuther Blätter“ bespricht ein Herr Dr. Ludwig Ziehen das Nordau'sche Buch „Entartung“, und zwar, wie dies bei einem Mitarbeiter der „Deutschen Zeitschrift im Geiste Richard Wagner's“*) sich von selbst versteht, in vernichtender Weise. Nun möchte ich nicht gern in den Verdacht kommen, dass ich mich zum Verteidiger des Herrn Nordau berufen fühle. Das braucht man mir nicht zuzutrauen. Doch, meine ich, gerade im Interesse Derer, die noch immer aufgeregt streitbaren Sinnes für Richard Wagner in die Arena treten und ihn als Musiker, Dichter, „Gesamtkünstler“ und Schriftsteller herausstreichen zu müssen glauben,***) liegt es am meisten, solch' flache „Widerlegungen“, wie der angezogene Aufsatz sie giebt, nicht zu dulden. Wenn man da z. B. liest (pag. 359): „Wenn wirklich Wagner in den Schriften, von denen Herr Nordau das behauptet: „Das Kunstwerk der Zukunft“, „Oper und Drama“, „Das Judenthum in der Musik“, „Ueber Staat und Religion“, „Ueber die Bestimmung der Oper“, „Religion und Kunst“, immer dieselbe Gedankenfolge wiederholt hätte, aus der Absicht Wagner's heraus wäre es zu begreifen“ — nichtsdestoweniger wird nachher das Gegentheil bewiesen, eben diese „begreifliche Absicht“ also desavouirt — wer kann da noch den

Exemplar eines seiner unter Ausschluss der Öffentlichkeit erschienenen Romane. Ich empfehle Denjenigen, die sich für Litteratur-Psychologie interessieren, die Lektüre eines dieser vielbändigen Opera. Eine harte Arbeit, aber lohnend.

*) Von dem Zutreffen dieser grandiosen Bezeichnung mag sich der Leser durch einen Blick in die Spalten der Zeitschrift selber überzeugen. Ich will ihm durch Excerpte und Citate den ihm sicher in Aussicht stehenden Genuss nicht schmälern.

**) In meinen Augen wird Richard Wagner durch diesen Uebereifer seiner „Freunde“ vielmehr kompromittirt. Die Erscheinung Wagner's steht bereits genügend lange Zeit und mit genügendem Nachdruck vor uns, so dass ihre weitere Verteidigung getrost ihr selbst überlassen bleiben könnte. Der Künstler spricht zu uns durch sein Werk; hieran kann weder die verständnislose Aesthetik eines Hanslick, noch die parsifal-imitatorische kraftlose Verückung eines Chamberlain auf die Dauer etwas ändern.

*) Natürlich ist hier der Naturalismus nicht als „Schule“ oder „Richtung“ gemeint, sondern als eine bestimmte Kunstform.

**) Der geschätzte Leser kennt Herrn Conrad Alberti vielleicht gar nicht. Besagter Herr ist eines der Häupter der ehemaligen „Jüngstdeutschen“, die in der „Gesellschaft“ sich gegenseitig für die bedeutendsten Geister erklärten. In einer Leihbibliothek des fernen Ostens, in der selbst Heinz Tovote als zu „modern“ verpönt war, fand ich ein

kritischen Ernst bewahren? Ebenso begreife ich nicht, was der Angriff auf die Sittlichkeit des Herrn Nordau (pag. 362) besagen will. Man widerlegt Niemand, indem man seine Ansichten als unsittlichen Geistes entsprungen denunziert. Die „Sittlichkeit“ des Einzelnen weist eben grössere Abweichungen unter einander auf, als der Intellekt.

Herrn Nordau, den Typus des aufgeklärten Bürgerthums mit dem „gesunden Menschenverstand“, zu widerlegen, dürfte im Allgemeinen wohl kaum schwierig sein. Aber zur kleinsten wie zur grössten Untersuchung gehört Sachlichkeit und Logik; verbissene Wuth und brave Parteidoktrin thut's nicht einmal hier.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt uns ein Aufsatz von August Püringer in der „Allgemeinen Musik-Zeitung“, der ruhig und ehrlich die Ursache der von Freund und Feind anerkannten „Unzulänglichkeit der bisherigen nachwagnerischen dramatischen Produktion“ untersucht. Da diese Abhandlung, die in mehreren Fortsetzungen erscheint, einstweilen noch nicht abgeschlossen vorliegt, so sei vorläufig nur auf sie hingewiesen. Ein eventuelles Eingehen auf ihre Deduktionen behalten wir uns noch vor.

Die „Freie Bühne“ der ehemalige Tummelplatz der jungen, frischen Kräfte, hat naturgemäss, je mehr die über-schäumende Kampflust erster Kunstarbeit oder kläglicher Impotenz gewichen ist, ein ganz anderes Gepräge erhalten. Leider entspricht das jetzt positiv Geleistete keineswegs einer inneren Klärung. In erster Linie dürfte dies die Schuld der Redaktion sein. Herr Dr. Oskar Bie, der jetzige Redakteur, ist litterarisch zu wenig produktiv, um einen festen Mittelpunkt abgeben zu können. So wird denn die fehlende Gediegenheit einestheils hinter Professoren-Namen versteckt, andernteils durch sogenannte „Sensation“ zu ersetzen gesucht, z. B. durch den „Artikel“ von Felix Weingartner in No. 10 „Ueber das Dirigiren“. Obgleich dieser ganze Aufsatz theoretisch vollständig werthlos ist, und nur einfache Selbstverständlichkeiten in gespreizter Pose verkündet, durchsetzt durch mehrere höchst heftige und persönlich unangenehme Ausfälle gegen ihm missliebige Begabung, im Uebrigen nur noch eine Anzahl Anekdoten aus dem Leben des Verfassers bringt, für die sich das grössere Publikum, zumal das weibliche, zu interessiren pflegt, also

lediglich einer höchst unschönen und Weingartner als Künstler durchaus nicht zierenden Selbstbespiegelungssucht dient, findet er in der „Neuen Deutschen Rundschau“ (wie die „Freie Bühne“ jetzt heisst) seinen Platz an erster Stelle, und wird noch durch besonderes Streifband dem Schaufenster-Publikum recht kenntlich gemacht.

Die Belletristik, das einzig Werthvolle der Zeitschrift, steht durchweg auch nicht mehr auf früherer Höhe. Doch in den letzten Heften ist wieder Erfreuliches geboten, vor Allem „Ein Jahr aus dem Studentenleben“ von Peter Nansen, das im ersten Heft des neuen Jahrganges beginnt, und „Der Unschuldige“ von Gabriele d'Annunzio, der den vorigen Jahrgang beschliesst, „Der Club der Uebermensen“ von Rosa Mayreder-Obermayer behandelt ein durchaus glücklich herausgegriffenes Sujet in nicht völlig genügender Weise; stellenweise Verzeichnung; vor Allem ohne wahre Ueberlegenheit, trotz des absichtlichen Humors, der aber sehr kurzathmig ist; indessen zeigt die Verfasserin ein wirkliches, wenn auch nicht universelles Talent.

Im kritisch-analysirenden Theil sind sehr gut zwei Beiträge von Alfred Kerr „Der Fall Fulda“ (No. 11) und „Ernst Rosmer“ (No. 12). Der erstere ist in Anbetracht der geringen Wichtigkeit des ganzen „Falles“ nur etwas zu ausführlich. Die Studie über Frau Rosmer ist bis auf Einzelheiten wohl durchaus richtig. Doch etwas fiel mir auf: Wozu dieser prätenziöse Styl? Er tritt zum Glück nur auf, wenn gänzlich Ueberflüssiges geschrieben wird, wie in der Einleitung und dem Schluss. Er hat etwas gesucht Künstlerisches an sich, das der ursprünglichen Begabung keineswegs entspricht. Doch diesen äusseren Fehler hat Alfred Kerr reichlich wieder gut gemacht durch die empfindungswarme Art, mit der er in der „Welt am Montag“ für „Florian Geyer“ eingetreten ist, mitten im Triumphgeheul der ganz Kleinen über den vermeintlichen Fehlschlag des Grossen, der ihnen schon so lange im Wege gestanden.

Weniger tüchtig als Kerr ist Hans Pauli, der in seinen „erlebten Büchern“ und seinem „Bücherhaufen“ (No. 12) es trotz manirirter Modernität mehr auf geistreiche Bezeichnungen, wie sie etwa die früheren „grossen Kritiker“ à la Lindau liebten, als auf echte Seelen-Analyse abgesehen hat.

Hoffentlich entschädigt uns das neue Jahr der „Freien Bühne“ für die geringe Ausbeute des alten. C.

Bühne und Kunst.

Berliner Bühnen. Man kann nicht sagen, dass die Theaterphysiognomie Berlins in diesem Winter eine besonders belebte und ausdrucksvolle ist. Das einzige wirkliche Ereigniss dieses Monats bildete bis jetzt „Florian Geyer“. Da diese Aufführung einen wirklichen Misserfolg bedeutet, d. h. bei der hohen Kritik*) und bei dem grossen Publikum, von dem auch gar nicht erwartet werden darf, dass es von dem Gewöhnlichen Abweichendes mit einem Male fassen und seine Durchschnitts-Individualität der überlegenen des Künstlers anpassen könne, so ist die Wirkung der künstlerischen That einstweilen verpufft, und das Deutsche Theater nicht weitergekommen.

Die anderen Bühnen, die für wahrhaft neue Stücke sonst noch zuweilen in Betracht kommen, erholen sich bei einigen „Schlagern“ von früheren Misserfolgen. Das Lessing-Theater hat seine „Comtesse Guckerl“ gefunden, einen Schwank der Compagnie-Arbeit von Schönthan — „dieser Name sagt genug wohl schon“ — und Koppel-Ellfeld, dem Dresdener Fest-Prolog-Dichter. Im Neuen Theater dominirt eine pikante und, wie man behauptet, auch wirklich lustige französische Posse. Das Residenz-Theater, dessen Direktor neben der reellen Ausbeute der Zoten-Dramen zuweilen in einer Matinée einem deutschen unbekannten Dichter auf die Beine zu helfen pflegte, scheint diesem Idealismus neuerdings entsagt zu haben. Die anderen Familien-, Possen- und Operetten-Bühnen kommen ohnehin nicht in Betracht, ebenso wenig das Königl. Schauspielhaus, dessen Repertoire nach der einzigen, aber erstaunlichen That des „Hannele“ wieder zur courfähigen Gesellschaft zurückgekehrt ist und in den letzten Wochen in einem umfangreichen Abschieds-Gastspiel von Friedrich Haase die todtgeglau-

ten Herren Raupach, Benedix etc. von ihrem langen Schlafe erweckte.

Und das Schauspiel ist es noch allein, von dem Novitäten zu erwarten sind. Die Oper, mit ihrem Monopol sicher vor Konkurrenz, scheint so überflüssige Anstrengungen nicht für nöthig zu halten. Man liest zwar von Zeit zu Zeit die Nachricht von neu angenommenen Werken, ja, man hofft sogar auf Berlioz und Cornelius, aber in Wahrheit hat von ihnen noch ebensowenig sich etwas gezeigt, wie vom „Ratcliff“, von dem es seit Jahren heisst, dass er im Laufe der nächsten Wochen in Scene gehe, oder von „Donna Diana“, die „bestimmt“ im Januar gegeben werden sollte. Freilich ist der Personalbestand auch zur Zeit ein so elender, dass man grössere Experimente mit ihm nicht unternehmen kann. Fast nur Mittelmässigkeiten, überreife oder gänzlich unreife Kräfte, sehr wenige wahre nicht „gelernte“ Künstler. Die zahllosen Neu-Engagements befinden sich nur auf dem Papier der Zeitungen. So ist denn — und das ist bezeichnend für unsere „Hofoper“ — das bedeutsamste Ereigniss ein Gastspiel, das von Heinrich Vogl. Dieser Künstler bot uns viel, seine Darstellung ist sorgsam durchdacht und fein nuancirt; freilich, es fehlt ihm jener unbewusste Zauber, die poesievolle Durchdringung, die ihm ebenso versagt ist, wie äussere Schönheit. Immerhin bleibt genügend Grosses, und das Erstehen des „Tristan“ mit der Sucher, Vogl und Betz hat wohl allen, die es erlebten, sich fest in die Seele gegraben.

Das wäre alles. Fast überall Ruhe, behagliche Verdauung oder erzwungene Musse!

Nur eines geschieht noch in diesen Tagen: die Aufführung der Halbeschen „Lebenswende“ im Deutschen Theater. Doch wird es zu spät, um über sie noch zu berichten. Das nächste Mal also.

C.

Gerhart Hauptmann hat von der Wiener Akademie der Wissenschaften den Grillparzer-Preis erhalten.

Polemik.

Die „Allgem. deutsche Univ.-Ztg.“ bringt in No. 24 eine „Erwidernng von einem Theilnehmer“ auf den Bericht in No. 23.

Der Verfasser legt zunächst die Bedeutung des Wortes Revolution und seinen Unterschied von „Reform“ klar, setzt des ferneren auseinander, dass wir uns schon

*) Ein Verächtlichmachen jeder Kritik an Hauptmann's Schaffen liegt mir durchaus fern. Nur meine ich, dass selbst die ehrlichsten unter den Beurtheilern sich nicht so leicht losreissen können von dem Banne der hergebrachten „Forderungen“, an denen sie das Gebotene messen, und dass auch zu einem Hineinleben in längst vergangene Zeiten, von denen wir alle eigentlich nur recht papierene Vorstellungen haben, den meisten der grosse intuitive Blick fehlt. Eine wahre Würdigung muss hier, wie bei allem Neuen, der Zukunft überlassen bleiben, der das jetzt Ungewöhnliche und Abstossende vertraut und anziehend ist.

deshalb revolutionäre Sozialisten nennen, weil es Brauch geworden ist, „alles das Sozialismus zu nennen, was nur irgendwie dem Grosskapitalismus etwas am Zeuge flicken will, selbst die Bestrebungen, welche das vor dem Kapitalismus herrschende Wirthschaftssystem zurückführen wollen, also dem wahren Sozialismus direkt entgegengesetzt wirken“, und wir mit diesem falschen Sozialismus nicht verwechselt werden wollen. Der Einsender fügt dann noch hinzu, dass die meisten sozialistischen Akademiker Anhänger der sozialdemokratischen Partei sind, und weshalb sie es sind; zum Schluss giebt er dann noch seiner Verwunderung Ausdruck, dass „in ein und derselben Nummer einer Zeitung den konsequenten revolutionär-sozialistischen Studenten Unklarheit vorgeworfen werden kann, in der man das, was Herr Schultze in dem sogenannten Sozialwissenschaftlichen Verein geleistet hat, eine „klare schöne Sprache“ nennen kann.“

Hieran schliesst Dr. Konrad Küster eine Erwiderung, in welcher er, durch Kenntnissnahme des Bruno'schen Artikels in No. 20 unsrer Zeitschrift veranlasst, den Begriff „Evolution“ gegen den vom Einsender gebrauchten Ausdruck „Revolution“ anspielte. Was Dr. Küster unter „revolutionärem Sozialismus“ versteht, kennen wir ja genugsam aus seinem horrenden Missverständniss in der Nummer seines Blattes vom 15. Nov. So bringt er es denn auch hier in wenigen Sätzen fertig, die Begriffe Revolution, Evolution und Reform recht gründlich durcheinander zu rühren. Am Schluss des sachlichen Theiles der Widerlegung heisst es recht volltönend und wohlmeinend: „Man studire Naturwissenschaften und beobachte die Naturentwicklungen.“ Nun Herr Sanitätsrath, das haben die Sozialisten bereits lange vor Ihnen gethan.

Der grosse Ausspruch bietet aber Gelegenheit auf den naturwissenschaftlichen Herrn Schultze zu kommen und dem Bedauern Ausdruck zu geben, dass man sich zu den Zielen des Herrn Schultze in einen so scharfen Gegensatz setzt. „Herr Schultze kann dadurch nur gewinnen.“ Allerdings darin hat Dr. Konrad Küster Recht, in seinen eigenen Augen und denen des Herrn Dr. Küster und seiner Freunde kann Herr Schultze durch seine zahlreihen Reformbestrebungen nur gewinnen. Und

gewinnen, d. h. vorwärts kommen will Herr Schultze heute so gut mit seinen zahlreihen Reformideen, wie er es früher verstand, durch radikaleres, sozialistisch gefärbtes Auftreten sich bekannt zu machen. Herr Dr. Küster scheint sich über Herrn Schultze doch noch nicht so klar zu sein, wie wir unklaren Sozialisten, die wir den Herrn allerdings auch länger kennen. Zum Schluss noch Dr. Küster meinen Dank dafür, dass auch er sich mit seiner Zeitung im Gegensatz zu uns befindet, denn der Freundschaft der Universitätszeitung haben sich lebensfähige studentische Gebilde bekanntlich nie zu erfreuen gehabt. F. H.

Notizen.

Der Weltorden betitelt sich ein Aufruf, den Herr Otto Bütow, Ingenieur in Braunschweig, uns zusendet. In der Einleitung heisst es: Die Natur schuf zwei Lebensbücher: ein männliches und ein weibliches. Die christliche Kultur öffnete nur das eine und schrieb auf das andere „Die soziale Frage“; in ähnlich mystischem Tone geht es dann weiter. Wir suchten vergeblich den Sinn zu erfassen, bis wir am Schlusse eine Aufforderung zur Unterstützung eines buchhändlerischen Unternehmens fanden. Als wir nun uns noch die beigedruckte Photographie des Verfassers ansahen, war es uns natürlich klar, dass es sich um einen Versuch handelte, das aufwachende Interesse für die soziale Frage auszunutzen zu buchhändlerischem Erfolg und eitlem Personenkultus. Wir rathen Herrn Bütow, sich mit Herrn von Egidy in Verbindung zu setzen. Seinen Aufruf aber haben wir unserer Kuriosasammlung eingereiht. F. H.

Fidulitas.

Blüthen sozialpolitischer Weisheit. Im österreichischen Reichsrath wird ein Gesetz über die Einführung der Berginspektion für die Montanbetriebe berathen; dazu äussert sich unter Anderen der liberale Abg. Kupelwieser, seines Zeichens Rektor der Bergakademie und Oberberg-rath. Man höre, was er verkündet: „Eine Remedur gegen Unfälle im Bergbaubetriebe könne in der intensiveren Pflege des Unterrichts, namentlich des Religionsunterrichts, gefunden werden!“ B. H.